

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy
P.01068/21-2

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland“

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

**Modewaren und
Ausstattungen**

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche - Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt seine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.

Goldschmied

Kessler

Stettin, Paradeplatz 12

Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke

Tausende von Stettiner Hausfrauen

trinken **Ebner** Kaffee

Er wird täglich frisch geröstet und sofort zum Versand gebracht.
Eine Probebestellung wird auch Sie überzeugen,
daß **EBNER-Kaffee** preiswert und aromatisch ist.

CARL EBNER, Stettin, Pölitzer Straße 96.

**Herren - Hüte
und Mützen**

kleidsame Formen
modische Farben
gute Qualitäten

Reparaturen in eigener Werkstatt Stettin, Breite Str. 6



Bücher von **STREITZ**

Stettin, Roßmarkt 8/9

Buchhandlung
Antiquariat
Neuzeitliche Leihbücherei

*Sind noch so klein die Mittel
zur Kleidung
reicht's bei* **Kittel**

STETTIN · BREITESTR. 62-63

Ständig große Auswahl
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.
Spezialabteilung für starke Damen

POMMERNS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN UND KINDER KLEIDUNG



Neben Stallmistdüngung ist
geregelter Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, dünge recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffier Kalk!

**Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke**
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr.
Nr. 245 41, Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den

alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

21. Jahrg.

März 1936

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 1,— M.

Inhalt des 2. Heftes

Seite

- Das Ende der „Pommern“ in
der Stagerraf-Schlacht
von Georg-Günth. Frhr. v. Forstner 45
- Ein Rück- und Ausblick auf den
Rügendamm
von Max Bührs 48
- Pommersche Erdgeschichte aus
neuen Blickwinkeln
von Dr. Konrad Richter..... 51
- Aus der Wolgaster Chronik
von Dr. Eberhard Klaaf..... 57
- Jettchen Schüler
von Arnold Koeppen..... 61
- Die Lüge
Novelle von Alfred Katschinski... 64
- Heimatschutzfragen
von Martin Keepel..... 71
- Pommersche Geschichten und
Sagen von Otto Kunkel 73
- Rundschau..... 77
- Pommersche Lyrik 48, 59, 60
- Buchbesprechungen 81
- Familie und Volk
Sippenkundliche Beilage Nr. 11
1. Das Deutsche Ortswappen-
Werk 45
2. Die Ahnentafel Hermann
Görings von Wilhelm Jahn 47

Einbanddecken

für die Jahrgänge 1921 bis 1935 sind
vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

^{Fritz}
Vilster

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jacobikirche

Größtes Fach-Geschäft Pommerns für

Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandeen, Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, Läuferstoffe, Brücken, Kokos-Teppiche, -Läufer und Matten, Felle usw.

A. STECKNER

TOEPFFER'S NACHF.

Stettin, Kleine Domstrasse 11-12.

Damenmoden Prüss G. m. b. H.

Stettin, Gr. Wollweberstr. 37/38
direkt an der Breiten Strasse

Das Spezialhaus für Damenkleidung

ist tonangebend durch seinen Geschmack,
durch seine Auswahl, durch seine
besonders günstigen Preise!

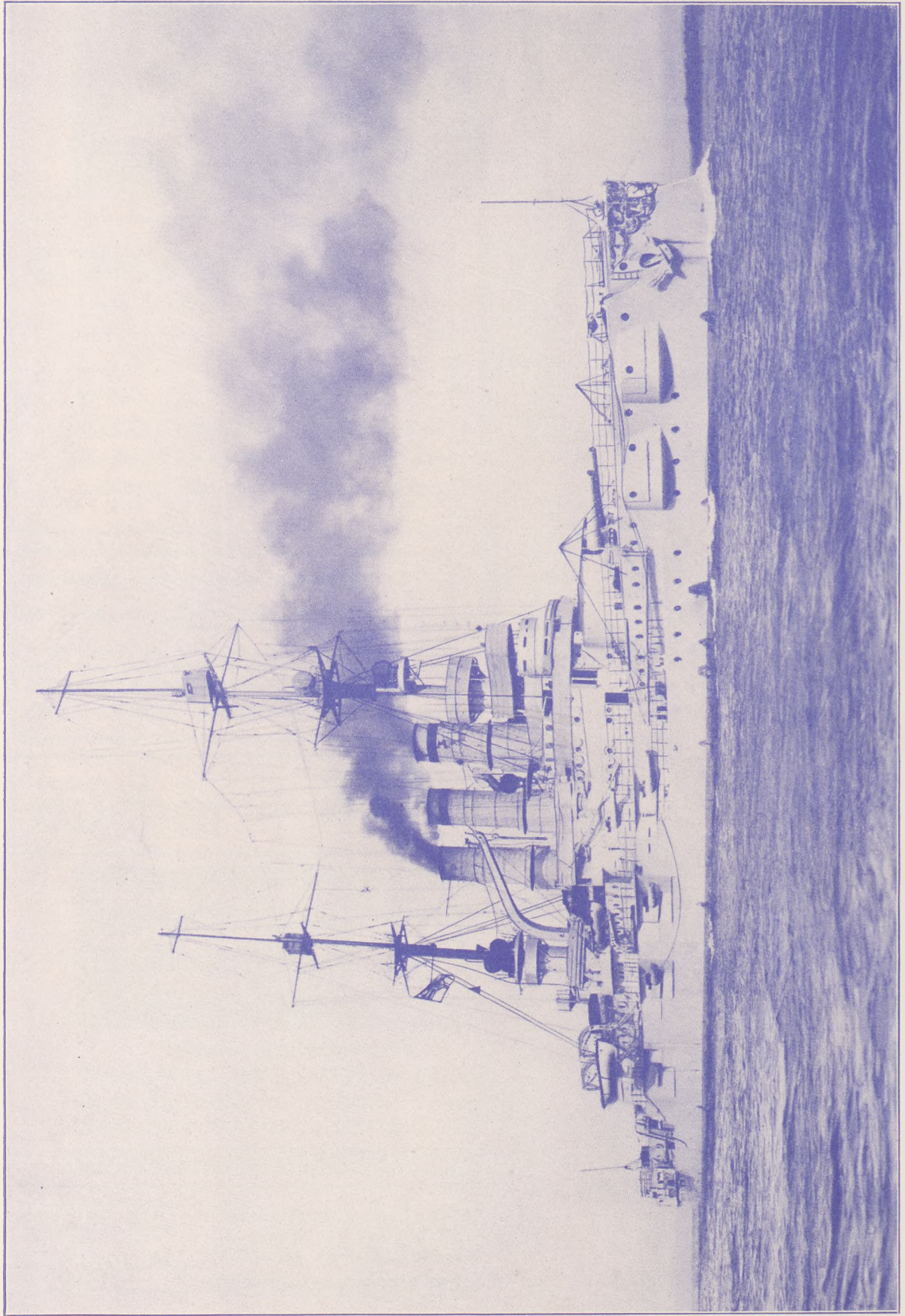
Kunsthandlung
Schaedel
Joh. M. Boehlke

Gemälde alter u. neuer Meister
Einrahmungen prompt u. gut
Vergolderei - Kunstglasererei

Mönchenstraße 23

Seit
1882

HLE



Das Linienschiff „Bismarck“ (13200 Tonnen, 19,3 Seemeilen Geschwindigkeit), das in der Stagerraf-Schlacht mit der gesamten Befähung von 844 Mann unterging.

Malin. Arthur Renard, Kiel.

Unser Pommernland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

21. Jahrgang

März 1936

Heft 2

Das Ende der „Pommern“ in der Skagerrak-Schlacht

Von Korv.-Kapitän a. D. Georg-Günther Frhr. v. Forstner

Das Patenschiff unserer Provinz, S. M. S. Pommern, fand als einziges Linienschiff auf unserer Seite vor 20 Jahren mit der ganzen Besatzung sein kühles Grab auf dem Rückmarsch von der Schlacht vor dem Skagerrak. Die „Pommern“ gehörte zu dem von Konteradmiral Maube befehligten II. Geschwader, in dem die älteren Linienschiffe vereinigt waren, die noch nicht zu den Großkampfschiffen des sogenannten „Dreadnought-Typs“ gehörten. An der Schlacht nahmen von dem II. Geschwader folgende 6 Schiffe teil: „Deutschland“ (Flaggschiff von Konteradmiral Maube), „Pommern“, „Schlesien“, „Hannover“ (Flaggschiff des II. Admirals, Konteradmiral Frhr. v. Dalwigk zu Lichtenfels), „Schleswig-Holstein“ und „Hessen“.

Von diesen alten Veteranen, die längst die Altersgrenze der Linienschiffe überschritten hatten, haben nach dem Krieg die meisten Schiffe nach Umbauten und Modernisierungen noch in der Reichsmarine Dienst getan. Jetzt ist als letztes von ihnen nur noch „Schleswig-Holstein“ in Dienst, die bis vor kurzer Zeit Flottenflaggschiff war.

S. M. S. Pommern (13 200 Tonnen) hatte außer der üblichen Torpedoarmerung und leichten Artillerie eine Armierung von 4—28 cm- und 14—17 cm-Geschützen, Kommandant war Kapitän z. S. Bülken.

In den ersten Taggefechten waren die Schiffe des II. Geschwaders nicht zum Eingreifen gekommen, da sie den mit hoher Fahrt auf den Feind zulaufenden Großkampfschiffen an Geschwindigkeit stark unterlegen waren und deshalb in einem größeren Abstand hinter dem I. Geschwader zurückblieben. Trotzdem folgten sie allen taktischen Bewegungen von Scheers Groß, ohne aber auf Schußentfernung heranzukommen.

Das II. Geschwader greift ein.

Am 31. Mai 1916 gegen 9,18 Uhr abends griffen die Schlachtkreuzer Beattys unsere Linienschiffe kurz vor Eintritt der Dunkelheit erneut an. „Derfflinger“ und „Seydlitz“ hatten wieder besonders unter erheblicher Trefferwirkung zu leiden. Jetzt war die Stunde des II. Geschwaders gekommen, das nun den bedrängten Kameraden die erwünschte Hilfe bringen sollte.

Der Chef des I. Geschwaders, Vizeadmiral Schmidt, sah wohl das begonnene Feuergefecht, in das unsere Schlachtkreuzer und die Schiffe der II. Aufklärungs-Gruppe verwickelt waren, ohne jedoch deren Gegner erkennen zu können. Torpedolaufbahnen, die gegen 9,22 Uhr von „Westfalen“ und „Rheinland“ gesichtet wurden, führte man deshalb zunächst auf Angriffe feindlicher U-Boote zurück, gegen die sich das Feuer der Kreuzer zu richten schien. Bald aber prasselten Sprengstücke schwerer Geschosse auf „Westfalen“ und „Nassau“ nieder. Der Gegner konnte aber immer noch nicht gesichtet werden, auch wäre zu dieser Zeit das Feuer auf die Schlachtkreuzer Beattys durch Hipper's Schiffe maskiert gewesen. Als unsere Schlachtkreuzer sich bald darauf, hart nach Westen abstaffelnd, dicht vor der Spitze des I. Geschwaders nach Westen vorbeizogen, mußten die Spitzenschiffe des I. Geschwaders Fahrt vermindern und selbst mit nach Westen abbiegen. Erst das 4. Schiff „Posen“ (Kapitän z. S. Lange) konnte etwa im Schwertungspunkt den Gegner von 9,28 Uhr bis 9,35 Uhr unter Feuer nehmen.

Die dringend erwünschte Entlastung der Schlachtkreuzer kam aber erst ganz unverhofft, und desto freudiger begrüßt von den 6 alten Linienschiffen des II. Geschwaders, die, wie schon gesagt, vorher in die Kämpfe des Tages noch nicht hatten eingreifen können.

Während des Abdrehens unserer Schlachtkreuzer unter Hipper, sowie der bei ihm stehenden Schiffe der II. Aufklärungs-Gruppe und der Spitze unseres I. Geschwaders, kamen diese Schiffe den britischen Schlachtkreuzern bald aus Sicht, so daß diese gegen 9,30 Uhr ihr Feuer

gegen ihre bisherigen Ziele einstellen mußten. Konteradmiral Mauve hielt aber mit seinem II. Geschwader Kurs durch, um näher an den Feind heranzukommen, da er und seine gesamten Besatzungen außerdem darauf brannten, auch endlich in den Kampf eingreifen zu können.

Beatty wurde so gezwungen, von einem Nachstoßen gegen unsere immer schwerer mitgenommenen Schlachtkreuzer und die Spitzenschiffe des I. Geschwaders abzusehen und mußte sich dem neuen Gegner zuwenden. Schon um 9,32 Uhr schoß „Princeß Royal“ einen Torpedo gegen das II. Geschwader, allerdings ohne Erfolg, gleich darauf vereinigten alle Schlachtkreuzer Beattys ihr Artillerief Feuer auf unser II. Geschwader. Dieses immer mehr von vorn kommende Feuer veranlaßte den an der Spitze auf „Hannover“ führenden II. Admiral, Konteradmiral Frhr. v. Dalwigk zu Lichtenfels, nach Steuerbord mitzudrehen, um auf Südwestkurs möglichst alle Geschütze der Breitseiten zum Tragen bringen zu können.

Aber auch auf dem neuen Kurs, auf dem er gehofft hatte, den Feind in der schon einsetzenden Dunkelheit besser erkennen zu können, konnten „Pommern“ und „Schleswig-Holstein“ wegen Rauchbehinderung und weiterer schlechter Beobachtungsverhältnisse das auf ihnen liegende Feuer des Gegners überhaupt nicht erwidern. Tatsächlich wurden aus schwerem Kaliber — 28 cm — nur folgende Schußzahlen verfeuert: Deutschland 1, Hessen 5, Hannover 8 und Schlesien 9. Dagegen war der Feind, der gute Sicht hatte, bald wieder eingeschossen. 9,35 Uhr setzte eine schwere Granate von „Princeß Royal“ eine 17 cm-Rasematte auf „Schleswig-Holstein“ außer Gefecht, auch „Pommern“ wurde, anscheinend durch einen Treffer, dessen Einschlagsort und Wirkung allerdings nicht mehr bekannt geworden sind, gezwungen, für kurze Zeit aus der Linie auszuscheren. Auf „Schlesien“ schlugen 9,34 Uhr Sprengstücke bis in den vorderen Hilfsbeobachterstand.

Konteradmiral Mauve sah sich deshalb nach Beobachtung des auf seinen Schiffen nunmehr deckend liegenden Feuers eines übermächtigen Gegners, der selbst dazu kaum noch gesichtet werden konnte, zum Abdrehen um 8 Strich (90 Grad) nach Steuerbord gezwungen. Zur allgemeinen Verwunderung folgte der Gegner aber nicht, wie nach dem Ausblitzen der Mündungsfeuer seiner Geschütze beurteilt werden konnte, sondern schien sich auf südwestlichem Kurs vor der Spitze der deutschen Flotte vorüberziehen zu wollen. Sein nun schwächer werdendes Feuer schwieg bald ganz. So hatte unser II. Geschwader durch sein rechtzeitiges Erscheinen und die klare Angriffsabsicht seines Geschwaderchefs unsere Schlachtkreuzer im Augenblick schwerster Feuerwirkung von weiterem Feindesdruck befreit.

Dem Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, der ersten Kritik des siegreichen Flottenführers, Admiral Scheer, nach dem Einlaufen der Flotte in Wilhelmshaven an Bord des als Büro Schiff des Flottenkommandos liegenden alten Linienschiffes „Kaiser Wilhelm II.“ beizuwohnen zu können. Admiral Scheer widmete dem entschlußfreudigen Eingreifen des II. Geschwaders bei diesem Teilabschnitt der Kämpfe besonders warme Worte der Anerkennung. Er selbst hatte bis kurze Zeit vor seiner Ernennung zum Chef der Hochseeflotte dieses Geschwader geführt, weshalb sein Herz besonders an dessen Schiffen und ihren Besatzungen hing, die den beliebten Geschwaderchef auch nur ungern hatten scheiden sehen. Admiral Scheer schilderte ausführlich, wie es ihn freudig bewegt habe, als er in den Tagkämpfen bemerken konnte, wie seine ihm so liebgewordenen alten Schiffe sich bemühten, trotz allergrößter Schwierigkeit die Positionen zu halten. Dann, als er die schweren Trefferwirkungen der feindlichen schweren Artillerie der Großkampfschiffe auf unseren Spitzenschiffen hatte beobachten können, sei ihm aber immer wieder der Gedanke gekommen, den er sich schon vor dem Auslaufen verschiedentlich überlegt hätte, diese Schiffe besser überhaupt nicht mit ins Gefecht zu nehmen. Er habe jedoch schließlich seinem alten II. Geschwader es nicht antun wollen, sie zurückzulassen, und er sei dann doch von um so größerer Freude bewegt gewesen, als er das Vorstoßen dieser Schiffe und ihren Erfolg im Abdrängen des Feindes von unsern Schlachtkreuzern in höchster Not erkannt hätte. Er sprach dem Geschwaderchef und allen Besatzungen hierfür seinen besonderen Dank aus.

Der weitere Nachmarsch.

Nachdem das Feuer des Feindes vor unserer Spitze verstummt war, lebten bald wieder Kämpfe gegen unsere Nachhut auf, bei denen das II. Geschwader nicht beteiligt war. „Nassau“ vom I. Geschwader mußte, nachdem dieses Schiff zum Rammstoß auf den englischen Zerstörer „Spitfire“ mit Erfolg abgedreht hatte, in der Lücke zwischen „Hessen“ und „Pommern“ Platz suchen.

10,29 Uhr gruppierte Admiral Scheer die Flotte zur Nachmarschformation in der Weise um, daß das II. Geschwader an den Schluß der Linie beordert wurde. Da zu dieser Zeit die Schattenrisse neuer feindlicher Schiffe vor der Spitze gesichtet worden waren, wartete Konteradmiral Mauve mit der Ausführung dieses Befehls jedoch bis zur weiteren Klärung der Lage und ging erst um 10,50 Uhr, als keine weiteren Meldungen vorlagen, mit Gefechtskehrwendung auf Gegenkurs, um sich 11,10 Uhr mit seinem Geschwader durch eine Schwenkung hinter „König“, dem Schlussschiff des III. Geschwaders, zu setzen. „Schlesien“ und

„Schleswig-Holstein“ waren, als sie um 12,50 Uhr der durch einen Torpedoschuß manövrierungsunfähig gewordenen „Kostock“ hatten ausweichen müssen, hinter „Derfflinger“ und „v. d. Tann“ an den Schluß der Linie geraten. Seit 2 Uhr morgens, am 1. Juni, dampften sie aber bereits an Backbord auf, um ihre alten Plätze wieder aufzunehmen.

Unererschüttert hielt die deutsche Linie ihren Generalkurs Südost zu Süd, auf Horns-Riff zu, durch.

Mit Beginn der Morgendämmerung sammelten unsere von ihren Nachvorstößen allmählich zurückkehrenden Torpedoboote vereinzelt an Steuerbord beim Groß Scheerz. Weitere Boote, insbesondere die der VII. Flottille, waren von Backbord zu erwarten.

Noch immer stand aber die XII. britische Zerstörerflottille zwischen unserer Flotte und ihrem Marschziel Horns-Riff, da sie bei einem Angriff ihrer IV. Flottille und dann durch deutsche Kreuzer abgedrängt worden und so bereits auf 30 Seemeilen hinter ihre „grand fleet“ geraten war. Auch der Kreuzer „Champion“ mit dem bei ihm stehenden Zerstörer „Obdurate“ und „Moresby“ standen auf südlichem Kurs und näherten sich mit dem Führerschiff „Faulknor“, Kapitän z. S. Stirling, mit 14 der neuesten und kampffähigsten Zerstörer mit je 4 Torpedorohren, bei einem Fahrtvermögen von 34 Seemeilen, schnell der deutschen Linie.

Angriff der XII. Zerstörerflottille und Untergang S. M. S. Pommern.

Am 1. Juni 2,45 Uhr vormittags erhellten gerade die ersten Streifen der Morgendämmerung den dunklen Horizont. In diesem Augenblick sichtet Stirling an Steuerbord eine Linie feindlicher großer Schiffe auf südöstlichem Kurs, die er bald als deutsche Schlachtschiffe erkennt und dreht zum Angriff auf parallelen Kurs auf. Die deutschen Schiffe, die dieses anscheinend bemerken, drehen aber sofort ab, und kommen aus Sicht. Stirling nimmt aber mit Recht an, daß diese Schiffe bald wieder auf ihren alten Marschkurs zurückdrehen würden, und setzt sich deshalb vor deren alte Kursrichtung, wodurch er mit seinen Zerstörern in eine außerordentlich günstige Angriffsposition im Passiergefecht gelangt. Um 2,56 Uhr meldet er durch Funkpruch bei zweimaliger Wiederholung: „Feindliche Schlachtflotte steuert Südost, peilt Südwest. Meine Position 10 Seemeilen hinter dem I. Schlachtgeschwader“. Trotz der großen Bedeutung dieser Meldung erhält er aber weder vom Flottenflaggschiff noch von einem anderen eine Bestätigung des Empfanges. Etwas um 3 Uhr schwenkt Stirling mit „Faulknor“ nach Steuerbord auf Gegenkurs zum Angriff. Ihm folgen zunächst aber nur einige wenige Zerstörer, da die Kommandanten der anderen glauben, daß der Angriff nicht im

Passiergefecht, sondern in dem in der englischen Marine üblichen Angriff im laufenden Gefecht, auf parallelem Kurs mit dem Gegner erfolgen soll.

Bald nach der Schwenkung werden von „Faulknor“ und den ihm zunächst nur folgenden 3 Zerstörern an Backbord wieder 5 oder 6 Schiffe der „Kaiser- und Deutschland-Klasse“ gesichtet. Stellung und Angriffsbedingungen, vor allem die Beleuchtung, waren für den Angreifer ganz ausgezeichnet. Die einsetzende Helligkeit machte auf deutscher Seite den Gebrauch der Scheinwerfer schon wertlos, während es gerade dem Angreifer im Morgendunst noch möglich war, überraschend zum Angriff zu kommen. Es kam hinzu, daß unsere Torpedoboote gerade an beiden Seiten von ihren Vorstößen zurück erwartet wurden, so daß herankommende Fahrzeuge vor Eröffnen des Abwehrfeuers erst ganz genau als feindlich erkannt werden mußten.

Die angreifenden Zerstörer werden daher leider zu spät erkannt und erst unter Feuer genommen, als auch schon gleich darauf verschiedene Schiffe vor Torpedolaufbahnen ausweichen müssen. Ein Torpedo detoniert 100 Meter hinter dem Heck von „Kronprinz“. Ein anderer läuft dicht vor dem Bug von „Großer Kurfürst“ vorbei. „Markgraf“ beobachtet ebenfalls 2 Torpedolaufbahnen, 3,07 Uhr kann „Hessen“ vor einem Torpedo noch eben ausweichen.

3,10 Uhr wird „Pommern“ aber von einem oder zwei Torpedos getroffen. Es folgen eine Reihe von Einzeldetonationen, scheinbar zur Explosion gebrachter Munition. Flammen züngeln von Steuerbord über das ganze Schiff bis zur Mastspitze, das Schiff bricht in der Mitte auseinander, Schiffstrümmer wirbeln durch die Luft. Das Hinterschiff „Hannover“ muß nach Steuerbord ausscheren, um die Unfallstelle zu umgehen, bei deren Passieren das noch schwimmende Heck der „Pommern“ auch kentert. Schrauben und Ruder sind hierbei einen Augenblick hoch in der Luft zu sehen.

Auch „Hannover“ kann beim Ausweichen nur mit Mühe einem Torpedo entgehen, der dicht hinter ihrem Heck passiert. Kurz darauf erschüttert ein heftiger Stoß „Hannover“, man glaubt dort an das Ueberrennen eines getauchten U-Bootes. Erst später wird im Trockendock an Schrammen und abgekratzter Farbe des Schiffsbodens und herausgeschlagenen Teilen der Schrauben erkannt, daß „Hannover“ wahrscheinlich noch Schiffstrümmer der „Pommern“, vielleicht eine Mastspitze von ihr, berührt haben muß.

Mit Kapitän z. S. Bölken hatten sämtliche 844 Mann der braven „Pommern“ in wenigen Sekunden ihr kühles Seemannsgrab gefunden!

Ein besonderes Verhältnis verband S. M. S. Pommern mit unserm „U. 28“ durch persönliche

Bekanntheit von Kapitän z. S. Bölken und mir. Stets begrüßte „Pommern“ uns mit der ganzen Besatzung besonders herzlich bei unserer Rückkehr von einer Kriegsfahrt. Bei unserer letzten Heimkunft vor der Skagerrak-Schlacht war diese Begrüßung aber unterblieben, obwohl wir die „Pommern“ auf Wilhelmshaven-Reede in der Nähe passiert hatten. Raum lagen wir aber in der Torpedowerft, als Kapitän z. S. Bölken zu mir an Bord kam, um diese Begrüßung in der freundlichsten und kameradschaftlichsten Weise nachzuholen. Er war während auf sein Signalpersonal der Wache, das ihm unser Passieren zu spät gemeldet hatte. — Dann bat er mich, ob er mir irgendeinen Wunsch erfüllen könnte. Gern nahm ich dieses an und trug ihm dann die Bitte vor, daß er doch von einer Bestrafung seines Signalpersonals absehen möge.

Kurz vor der Skagerrak-Schlacht war ich noch einmal auf der guten alten „Pommern“ zu Gast. Raum war ich an Bord, als sich ein Signalmaat bei mir melden ließ, der mich bat, mir im Namen seiner Signalwache dafür den Dank aussprechen zu dürfen, daß durch meine Bitte sie alle einer Bestrafung entgangen wären. Der Kommandant hätte sie verdientermaßen zwar ordentlich gestraucht, ihnen dann aber erklärt, auf meinen besonderen Wunsch von einer Strafe absehen zu wollen.

Das freute mich von Herzen. — Vom Boot aus sah ich dann zum letztenmal die brave „Pommern“.

Lichter in'n Haben

De Awendnewel stügg an Land,
de ollen Spiekers tau bedecken,
as ene grise, suchte Hand
dösch düst're Straten siet tau recken.

Doch an den nimmermäuden Strom
völ dusend Oogen sacht upwaken;
un as en hellen Lichtersoom
gläuhn sei an Pier un Aran un Vaken.

Dreiwot sien en Schipp up düst're Flaut,
sin Licht verglummt in wide Sienen. —
Mi ward so still, so weh tau Maud,
as lösch ein von min Lewenssienen.

De Awendnewel stügg an Land,
in'n Haben dusend Lichter flämern.
Wick up! Ut Stiens in Gottes Hand
süht dinen lekten Haben schämern —

Fris Dittmer

Ein Rück- und Ausblick auf den Rügendam

Von Ingenieur Max Bührs

Gegen die Mitte des Jahres 1936 wird die Ausführung eines Bauwerkes zur Vollendung gebracht werden, welches in der Wechselwirkung des internationalen Verkehrs einen gewaltigen Markstein darstellen wird. Der Rügendam durch den Strelasund, die feste Verbindung des norddeutschen Festlandes mit Rügen, der größten deutschen Insel in der Ostsee, über den Dänholm, die kleine Insel im Strelasund, hinweg, geht seiner Vollendung und der Inbetriebnahme entgegen.

Mit der Ausführung und Vollendung dieses gewaltigen Bauvorhabens, der festen Verbindung zwischen Festland und Insel, worüber die Tageszeitungen im Laufe der Baujahre periodisch und eingehend berichteten, ist eine jahrhundertalte Entwicklungsgeschichte als vorläufig beendet zu betrachten.

Die letzte Entwicklungsperiode einer festen Verbindung zwischen Festland und Insel greift zurück in die Jahre kurz vor dem großen Kriege. Damals waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß im Jahre 1914 mit dem Bau einer Strelasundbrücke begonnen werden sollte. Der Krieg selbst mit allen seinen Vorrechten und in seiner gewaltigen Ausdehnung zerschlug dann aber auch diese Pläne; und wie vieles andere, so mußte auch diese Ausführung des Projektes zunächst zurückgestellt werden.

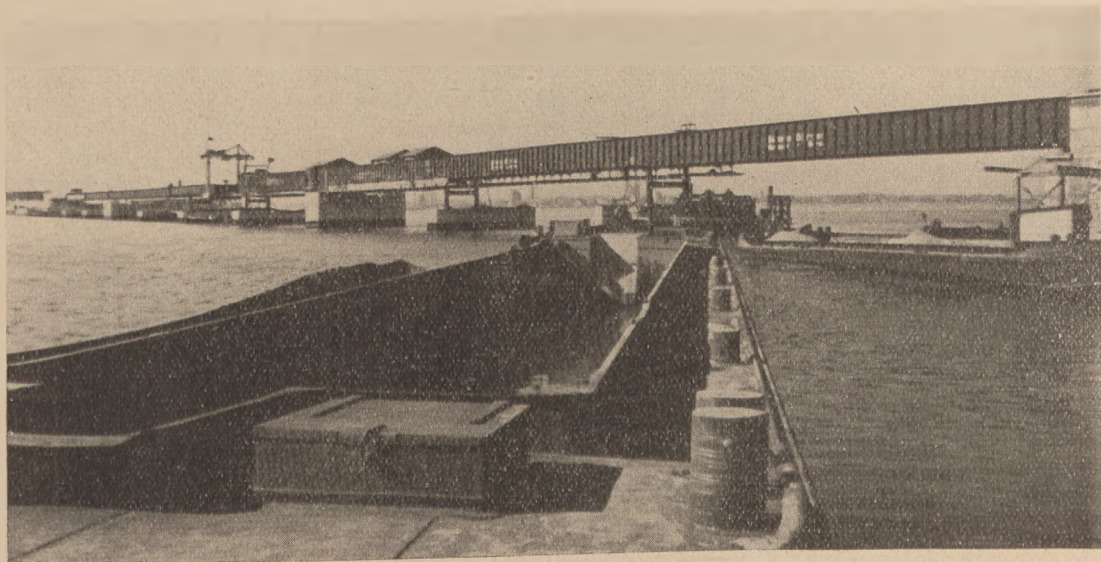
Länger als ein Jahrzehnt ruhte diese Planung alsdann vollständig, um später von verschiedenen Seiten wieder von neuem und ungleich stark aufgenommen zu werden. Nicht zuletzt war es die schmachvolle Inflationszeit, die auch dieses Projekt längere Zeit stilllegte.

Dort wo man vor dem Kriege mit den Planungen durch die Ereignisse stehen geblieben war, setzte in der Nachkriegszeit die Projektarbeit wieder ein; nämlich: Die feste Verbindung zwischen Festland und Insel sollte nach wie vor durch eine Brücke hergestellt werden, wengleich man bei den maßgeblichen behördlichen Instanzen bereits Zugeständnisse gemacht hatte, wodurch der Eisenbahn- und Straßenverkehr bei diesem Brückenbau gegebenenfalls vereinigt werden sollten. Weitere Verzögerungen brachte dann aber die Kostenfrage mit sich. Der Kostenanschlag für eine Hochbrücke, die solange immer geplant war, der vor dem Kriege den Betrag von 20 Millionen Mark erreicht hatte, war im Jahre 1927 bereits auf 30 bis 35 Millionen Mark gestiegen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß hierfür nur eine Eisenbahnbrücke mit Fußgängerverkehr

vorgesehen war. Demgegenüber kam jetzt aber hinzu, daß der inzwischen stark angewachsene Autoverkehr auch auf der Verbindungsstrecke Festland—Rügen seine Anforderungen stellte, so daß die geplante Festverbindung ohne die vollständige Berücksichtigung des Straßenverkehrs, also einschließlich des Fuhrwerks- und Autoverkehrs, für die Ausführung nicht mehr zu denken war. Das verlangte wiederum eine Erhöhung der Kosten, wenn etwas wirklich Brauchbares geschaffen werden sollte.

Wenn nun auch inzwischen Bestrebungen aufgetaucht waren, die Ausführung dieses

In diesem Gewirr trat der Verfasser dieser Zeilen in der Februar-Nummer des Jahres 1928 von „Unser Vommderland“ mit einer eingehenden Arbeit unter dem Titel: „Die Strelasundverbindung Stralsund—Rügen im Wandel der Zeit“ an die Öffentlichkeit, worin nach der Behandlung aller bis dahin in dieser Angelegenheit in Erscheinung getretenen Maßnahmen, die bis in das Jahr 1240 zurück geschichtlich zu verfolgen sind, neue Gesichtspunkte dargelegt wurden. Durch diese Arbeit wurde erstmalig der Gedanke des Verfassers, die Verbindung Stralsund—Rügen anstatt der



Gesamtsflutbrücke zwischen Rügen und Dänholm. Im Vordergrund die 270 m Eisenbahnbrücke, welche vollendet sind. Im Hintergrund links 270 m der Fußgängerbrücke. Aufn. Ludwig Wiedemann, Stralsund.

Brückenbaues an eine andere Stelle zu verlegen, als sie bisher zwischen Stralsund und Altefähr auf Rügen vorgesehen war, so müssen derartige Erscheinungen als immer wiederkehrende Begleiterscheinungen aufgefaßt werden, die bei allen Planungen sich zeigen, die andererseits aber auch wieder dazu beitragen, die endgültige Ausführung nur noch vollkommener zu gestalten.

Hierauf war es denn auch mit zurückzuführen, daß als Parallelprojekt zu dem Brückenbau über den Strelasund ein Tunnelbauprojekt durch den Strelasund in Erscheinung trat. Was uns von gerade diesem Projekt heute noch besonders interessiert, ist, daß die Kosten für die beiden Projekte, Ueberführung durch die Hochbrücke oder Unterführung durch den Tunnel unterhalb des Strelasundes, sich etwa gleich hoch stellten, unter der Berücksichtigung und Voraussetzung, daß in beiden Fällen der Gesamtverkehr der Eisenbahn und der Straßen berücksichtigt werden sollten.

bisher immer wieder behandelten Brücken- und Tunnelprojekte durch einen Dammbau mit vorzusehenden Klapp- oder Drehbrücken für den Schiffsverkehr herzustellen, in die Öffentlichkeit getragen. In dieser Abhandlung wurde auch bereits die Möglichkeit der Vereinigung zwischen Eisenbahn- und Straßenverkehr auf einem derartigen Damm genannt.

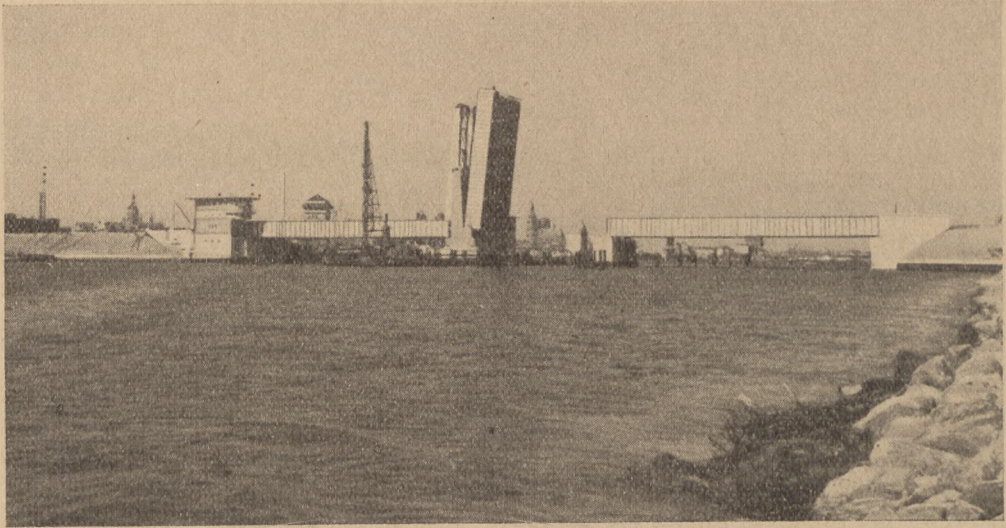
Der Verfasser nimmt daher für sich in Anspruch, daß sein damaliger Vorschlag auf fruchtbaren Boden gefallen ist, denn nach verhältnismäßig kurzer Zeit traten auch die damals interessierten Regierungsstellen mit ihren Dammbauprojekten an die Öffentlichkeit, die sich ebenso wie die jetzige Ausführung mit den oben genannten Vorschlägen des Verfassers deckten. Dadurch konnte der Verfasser auch in der Arbeit: „Der Dammbau durch den Strelasund“ in der Nummer 39 der Zeitschrift „Technik voran“ vom 24. September 1931 bereits berichten, daß sein zuerst in der Öffentlichkeit gemachter Vorschlag in die Tat umgesetzt werden sollte.

Dieses Bauvorhaben eines Rügendamms wurde dann s. Z. mit 29,2 Millionen Mark regierungsseitig veranschlagt. Mit der Bauausführung wurde erstmalig zwar zu Ende des Jahres 1931 begonnen, jedoch mußten die Arbeiten wegen Geldschwierigkeiten bald wieder eingestellt werden. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung konnte im Spätsommer 1933 die Wiederaufnahme der Arbeit für den Rügendamm vor sich gehen.

In der Abhandlung: „Der Dammbau Stralsund—Rügen im Arbeitsbeschaffungspro-

strecke über den Damm begnügte. Der Straßenverkehr, der früher, z. B. der Brückenbauprojekte, bis auf den Fußgängerverkehr ausgeschaltet war, hat, vielleicht auch durch sein gewaltiges Anwachsen infolge des Autoverkehrs, durch die endgültige Ausführung auf dem Rügendamm große Vorteile erreicht.

Mit der Ausführung und Vollendung des Rügendamms als feste Verbindung zwischen Stralsund und der Insel Rügen wird eine Arbeit zu Ende geführt, deren Gedanke und Planung als Festverbindung an sich bis um 125 Jahre zurück zu verfolgen ist, während anderer-



Die für den Großschiffsverkehr bestimmte Klappbrücke zwischen Dänholm und Festland.
Im Hintergrunde die Türme und Speicher Stralsunds.

Aufn. Ludwig Wiedemann, Stralsund.

gramm“ in der Nummer 20 vom 20. Oktober 1933 der Zeitschrift: „Technik voran“ konnte der Verfasser dieser Zeilen denn auch von dem Wiederbeginn der Arbeiten an dem Rügendamm für die technisch interessierte Öffentlichkeit berichten. Weiter ging am 28. Januar 1934 ein Rundfunkvortrag des Verfassers über den „Deutschlandsender“ unter dem Titel: „Bei den Rügendammbauern am Strelasund“. In beiden Abhandlungen kam zum Ausdruck, daß der ursprünglich vom Verfasser erstmalig in der Öffentlichkeit gemachte Vorschlag einer Dammverbindung durch den Strelasund sich mit der Bauausführung praktisch deckt. Die Linienführung des Damms nimmt den kürzesten Weg über den Dänholm vom Stralsunder Hafen aus nach der gegenüberliegenden Seite auf der Insel Rügen.

Zur Verbesserung des Straßenverkehrs hat die Eisenbahnerverwaltung — die heute in ganz anderer Weise in die Staatsführung und in das Wirtschaftsleben eingebaut ist als früher — noch dadurch große Zugeständnisse gemacht, daß sie sich jetzt mit einer eingeleistigen Eisenbahn-

seits der Kampf um die jeweils beste Verbindung auf dieser Strecke sich durch sieben Jahrhunderte der Geschichte zieht. Der im Jahre 1928 durch den Verfasser zu Tage getretene und später auch weiter geförderte Gedanke eines Dammbaus durch den Strelasund ist in den vergangenen 8½ Jahren soweit amtlich bearbeitet und der Ausführung zugeleitet worden, daß diese demnächst durch die Inbetriebnahme als praktisch beendet betrachtet werden kann.

Der Dammbau hat im Dienste des Wiederaufbaus Deutschlands vielen Volksgenossen für lange Zeit und in den verschiedensten Berufszweigen Arbeit und Brot gebracht. Der deutschen Verkehrswirtschaft wird durch die Inbetriebnahme des Rügendamms und seine gleichzeitige Einschaltung in den heimischen und internationalen Verkehr ein ungeheurer Vorteil verschafft. Der starke internationale Reiseverkehr von und nach den skandinavischen Ländern und nicht zuletzt der einheimische Fremdenverkehr von und nach den Bädern auf Rügen, der sich sowohl im Eisenbahn- wie auch im Auto-

und Fahrradverkehr sehr stark ausprägt, werden durch diesen Bau ein Zeugnis dafür ablegen, daß Deutschland seine wirtschaftlichen Einrichtungen so zu gestalten versteht, wie es die Zeitverhältnisse erfordern.

Verschiedene Geschlechter sind dahin gegangen, welche die Verkehrsverhältnisse und ihre Entwicklung am Strelasund zwischen Stralsund und Rügen nicht nur überdacht, sondern auch teilweise mit gestaltet haben. Unserer heutigen Generation blieb es vorbehalten, diese Entwicklung für eine lange Zeit durch ein gewaltiges Werk zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Es zeugt von der Kühnheit des ersten Gebankens, der in die Öffentlichkeit hinausgetragen wurde, von dem Mut zu seiner Ausföhrung, trotzdem die Planungen zu den vorhergehenden Projekten sich außerordentlich lange in einer ganz anderen Richtung bewegten, und von der erhebenden Gewißheit, daß ein einiges Volk auch in Zeiten wirtschaftlicher Enge unter starker Führung Großes zu leisten vermag.

Pommersche Erdgeschichte aus neuen Blickwinkeln

Von Privatdozent Dr. Konrad Richter, Greifswald

Die geologische Heimatforschung hat gerade in Pommern in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte erzielt, die weit über den Rahmen unserer Provinz hinaus von Bedeutung sind. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß in keiner anderen Provinz Norddeutschlands so viele Forschungserfolge erzielt worden sind wie gerade in Pommern. In erster Linie verdanken wir diese Erfolge dem geologischen Institut unserer Greifswalder Universität, das wie wenige andere in Deutschland mit der heimischen Landschaft verbunden ist, wie das schon in der Tatsache zum Ausdruck kommt, daß ihm die pommersche geologische Landesammlung angegliedert ist. Gewiß sind manche Fortschritte auch

der preußischen geologischen Landesanstalt zu verdanken, die indessen keine so lokalgebundene Ueberlieferung besitzt wie unsere Universität, deren Kräfte schon durch ihre dauernde Anwesenheit in Pommern ein viel innigeres Verhältnis zu Land und Leuten haben. Es ist nicht möglich, in einem kurzen Aufsatz der Fülle neuer Ergebnisse gerecht zu werden. Es sollen daher in den nachfolgenden Zeilen nur einige besonders wichtige und allgemeiner interessierende Forschungen berücksichtigt werden.

Der Untergrund — ein Faltenwurf.

Der vorzeitliche Untergrund unserer Heimat ist fast ganz durch nordischen Gletscherschutt verhüllt, der mit oft mehr als hundert Meter Dicke die Schichten älterer Erdperioden überlagert. Die weißen Kreidefelsen Rügens und die großen Kalkbrüche des weißen Jura bei Zarnglass im Kreise Rammin sind die bekanntesten der wenigen Punkte, wo uns ältere Gesteinsschichten direkt sichtbar werden. Sonst ist die Geologie bei uns darauf angewiesen, durch tiefere Bohrungen Einblick in den Bau unseres Untergrundes zu bekommen. Erfreulicherweise ist die Unternehmungslust auch in Pommern in den letzten Jahren wieder gewachsen. Die kleineren Städte legen sich Wasserwerke an, die großen Güter tiefe Brunnen für ihre Brennereien und lokalen motorisierten Wasserleitungen. Ueberall muß



Abb. 1.

Der Faltenwurf des vorpomm. Untergrundes. Die Zahlen geben die erbohrte oder errechnete Oberkante des schwarzen Jura an.

dazu gebohrt werden, und die Kenntnis vom inneren Bau unserer Heimat wächst. So haben wir die überraschende Feststellung machen müssen, daß auch in Pommern in früheren Zeiten starke gebirgsbildende Vorgänge tätig waren. Schon Decke, der Vater der pommerischen Geologie, vermutete, daß die zahlreichen Salzwässer, die besonders in Vorpommern aus

Grimmen einmal in derselben Wassertiefe abgesetzt sein. Diese alten, einstmalig horizontal gelagerten Meeresabsätze sind also später verbogen worden, so daß sich eine Höhendifferenz von mindestens 500 Metern ergab. Das sind immerhin beachtliche gebirgsbildende Vorgänge, die einmal in Pommern tätig waren, deren Faltenwurf aber später und wahrscheinlich schon

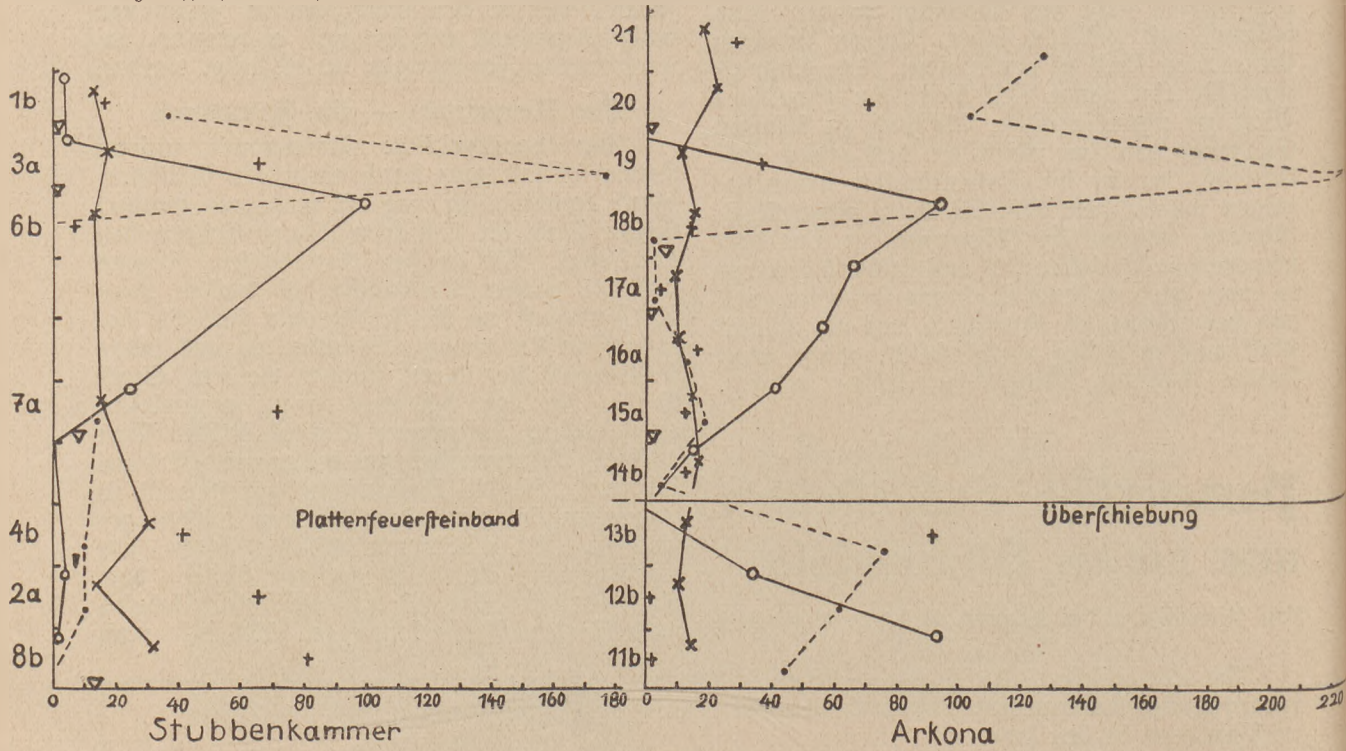


Abb. 2.

Häufigkeitsverteilung mikroskopischer Foraminiferen in der Mügener Schreibkreide. Links das Normaldiagramm, wie man es in Bohrlöchern findet. Rechts ein glazialtektonisch gestörtes Bild, in dem nur die oberen Teile vergleichbar sind. Ordinate-Nummer der Profilproben; Abzisse-Anzahl der Foraminiferen pro Tausend der Gesamtforaminiferenfauna. o = *Bolivina incrassata*, \triangle = *Bolivina draco*, ∇ = *Bolivina decurrens*, \times = *Bulimina presslii*, + = *Bulimina ovulum*, \blacksquare = *Globigerina cretacea*.

dem tieferen Untergrund aufdringen, an große Brüche in der Erdrinde gebunden wären. Wir können dem hinzufügen, daß die älteren Gesteine, insbesondere die vortertiären, einen großräumigen Faltenwurf zeigen, und die Achse der Falte läßt sich besonders schön von Barth in Pommern über Grimmen bis östlich von Wolgast verfolgen (siehe Abb. 1). Bei Grimmen kommen nämlich Zone des schwarzen Jura zutage, die auch an anderen Punkten mehrfach erhohrt sind oder deren Tiefenlage sich berechnen läßt. Würden wir alle Gesteine, die sonst im vorpommerschen Untergrund vorhanden sind und jüngeres Alter haben als diese Zone, in der Gegend von Grimmen noch vorfinden, so würden jene Kreideschichten, die das Alter der weißen Felsen des Königstuhls auf Rügen haben, etwa 500 Meter höher liegen als die heutige Oberfläche der Landschaft bei Grimmen. Da die hier fehlenden Kreideschichten weder nördlich noch südlich dieser Achse eine strandnahe Ausbildung zeigen, müssen sie auch bei

zur Tertiärzeit wieder eingeebnet wurde. Prof. von Bubnoff hat weiter feststellen können, daß sich diese Grimmer Achse des von mir angenommenen Faltenwurfs in der gleichen Richtung weiter über die dänischen Inseln verfolgen läßt. Es ist nun hochinteressant, daß diese Fortsetzung in Dänemark dort offenbar eine tektonische Linie von ganz besonderer Bedeutung ist. Bei allen geophysikalischen Untersuchungen fällt sie auf, und auch bei nachheißlichen Landverbiegungen hat sie dort als Bewegungsscharnier gedient. Nordöstlich von ihr hob sich in Dänemark nach der Titorinazeit das Land um mehrere Meter. Aber auch südlich dieser Linie konnten auf Amrum gleichaltrige Hebungen festgestellt werden, so daß also beide Klappen unseres Scharniers gegenüber der Achse emporgehoben scheinen. Dieser Faltenwurf Pommerns wird zur Zeit noch weiter untersucht, denn er ist in verschiedener Hinsicht für uns von durchaus praktischer Bedeutung. Einmal bekommen wir Anhaltspunkte dafür,

welche Teile unserer gefährdeten Ostseeküste sich in Hebung oder Senkung befinden mögen, zum anderen können wir danach ausrechnen, in welchen Gebieten vielleicht auch bei uns Bodenschätze wie Erdöl, Salz, Phosphorite und anderes zu suchen wären.

Mikroskopische Lebewesen als erdgeschichtliche Uhr.

Es ist nun nicht immer leicht, das Alter der Schichten zu bestimmen, die ein Bohrloch durchsinkt, denn die einzelnen Abteilungen der Kreide wie etwa das Cenoman, das Turon und das Senon können aus sehr ähnlichem weißen Kreidefalk bestehen. Sogar die Zone des schwarzen Jura können genau so aussehen wie manche Zone des Tertiärs und sind deshalb in früheren Jahren besonders in Vorpommern mehrfach verwechselt worden. Um diesem Uebelstand abzuwehren, hat der Verfasser eine Methode ausgearbeitet, mit deren Hilfe man aus noch nicht einmal faustgroßen Bohrproben das Alter sehr genau feststellen kann. Zu diesem Zweck werden die Proben vorsichtig durchgeschlämmt und aus dem Rückstand die in fast allen Meeresabsätzen zahlreich vorhandenen, mannigfaltig gestalteten Gehäuse der Foraminiferen unter dem Mikroskop ausgesammelt. Eine Anzahl der besonders wichtigen Arten wird mengenmäßig genau ausgezählt, und wenn man die so gewonnenen Zahlen der vielen Proben einer Bohrung dann auf einem Diagramm aufträgt (siehe Abb. 2), ergeben sich charakteristische Kurven, die das genaue Alter der Erdschicht direkt ablesen lassen. Diese Methode ist für den Bohrtechniker und Brunnenbauer besonders wichtig. Gelingt es zum Bei-



Abb. 3.

a u. b = noch nicht gerundete oder geschrämmte Geschiebe.
c = Siluralkalteschiebe, das länger als breit ist und in der Längsrichtung geschrämmt wurde, weil es wie ein Stromlinienkörper im Gletschereis schwamm.

spiel auf diese Methode nachzuweisen, daß der weiße Kreidefalk in einem Bohrloch nicht senonen, sondern cenomanen Alters ist, so brauche ich die Hoffnung, in etwas größerer Tiefe nennenswerte Mengen von Grundwasser anzutreffen, nicht aufzugeben. Gehört mein weißer Kreidefalk indessen dem Senon an, so muß ich voraussichtlich noch mehrere hundert Meter weiter bohren, ehe ich auf Schichten stoße, die viel Grundwasser führen. Ich kann also beim Anbohren des ersten Kreidefaltes schon erkennen, wieviel Geldmittel zur erfolgreichen Durchführung meiner Bohrung nötig sein werden und ob es also überhaupt Zweck hat, mich in noch weitere Unkosten zu stürzen.

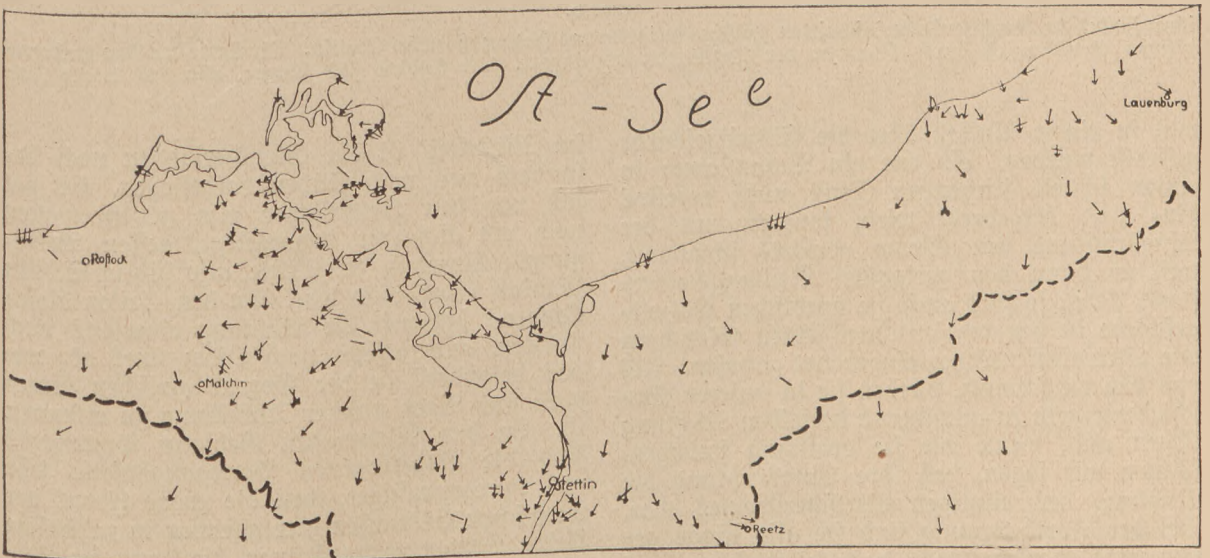


Abb. 4.

Die Pfeile geben die Richtung an, in der die länglichen Geschiebe im jüngsten pommerschen Mergel liegen. Die gestrichelt die pommersche Hauptendmoräne, das Stadium E beim Rückzug der Weichselzeit.

Welche Richtung nahmen die Eiszeitgletscher in Pommern?

Während in den vorbehandelten Beispielen die wissenschaftliche Forschung enge Beziehungen zur Praxis hatte, ist das natürlich nicht bei allen Arbeiten der Fall oder zum mindesten nicht so leicht verständlich zu machen. So wurden die Probleme der diluvialen Vereisung mit ganz neuartigen Gesichtspunkten in Angriff genommen, die in unserer Zeitschrift schon ein-

Abb. 3). Wenn wir an möglichst vielen Punkten in Pommern jeweils eine größere Anzahl Eiszeitgeschiebe in frischem und undurchspültem Geschiebemergel freilegen, können wir also erkennen, in welcher Richtung sich die jüngsten eiszeitlichen Gletschermassen über Pommern geschoben haben (siehe Abb. 4). Die Abbildung zeigt, daß sich das Eis fächerförmig über Pommern ausbreitete, so daß in Vorpommern die Nordost-Südwestrichtung und in Hinterpommern die Nordwest-Südostrichtung vorherrscht;

Profil 2.

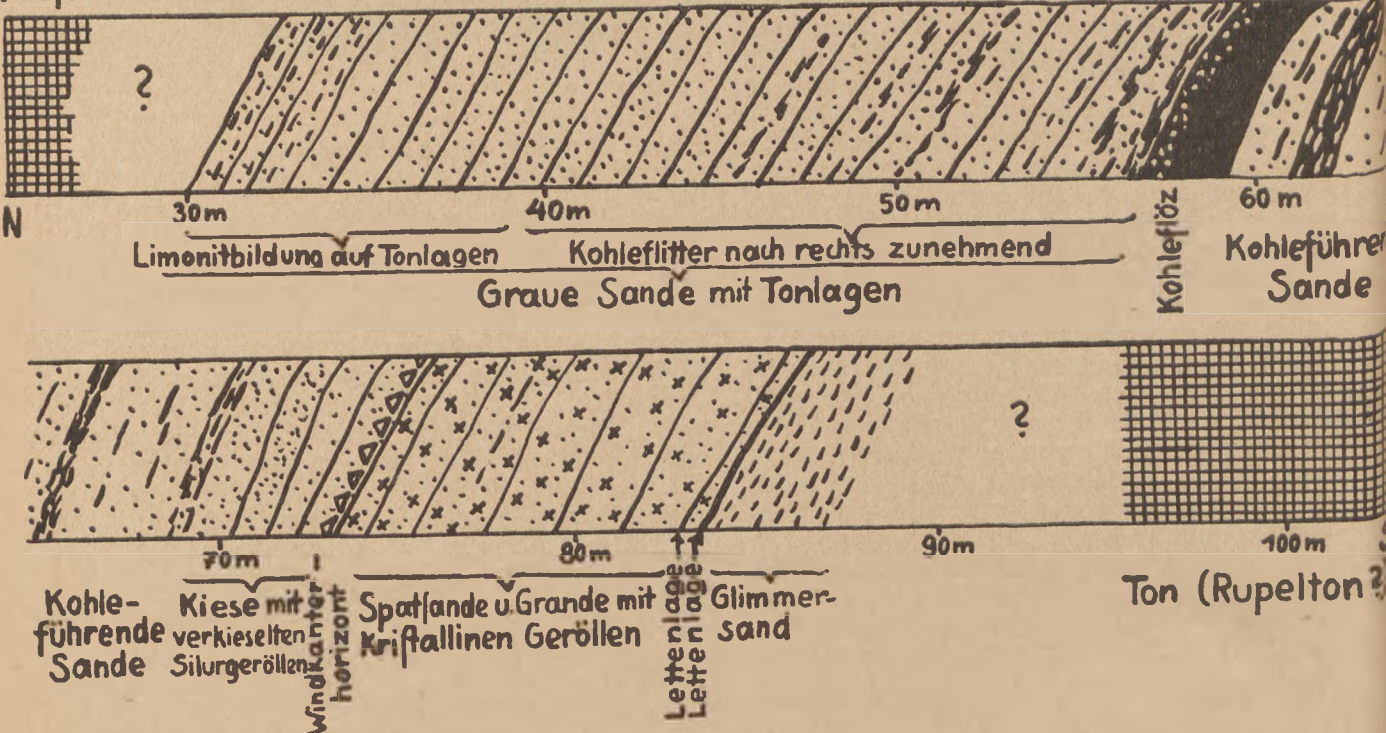


Abb. 5.

Jungtertiäraufschluß in den Eisenbahneinschnitten zwischen Prißlow und Hohenzahden bei Stettin. Die Serie der Spatsande und Graue mit kristallinen Geröllern ist durch Gletscher der Tertiärzeit abgelagert. Die Kohlen sind jünger, also das älteste Unterglas

mal in einem Aufsatz über die Eiszeitgeschiebe gestreift wurden. So wie ein Baumstamm in einem schnell fließenden Fluß nicht regellos hin- und hergedreht wird, sondern mit der Längsrichtung den Strom abwärts schwimmt, weil er dann den geringsten Reibungswiderstand bietet, so sind auch die nordischen Eiszeitgeschiebe in den moränendurchsetzten Gletschern wie Stromlinienkörper eingebettet gewesen. Als das Eis weggeschmolz, blieben sie in unseren Geschiebemergeln in annähernd derselben Richtung liegen und, wenn wir sie vorsichtig freilegen, können wir sagen, daß ihre Längsrichtung die Richtung des einstigen Gletscherstromes war. Bei der Fortbewegung sind sie also längs geschrammt worden, wie das selbst schon auf Stücken kenntlich ist, deren Längen-Breitenverhältnis nicht so sehr verschieden ist (siehe

im Mittelteil ist ein Gletscherlappen noch besonders weit nach Süden vorgestoßen. Es hat sich vor den Hauptfächer also gewissermaßen noch ein kleinerer davorgelegt, dessen Bewegungsrichtung in der Mitte, also südlich Stettin ziemlich Nord-Süd war. An den Seiten dieses Lappens schwenkt die Richtung einerseits nach Westen, andererseits nach Osten stark ab, wie das besonders in der Gegend zwischen Stargard und Reek unserer Abbildung zu erkennen ist. In den küstennahen Gebieten Pommerns sind die eingetragenen Bewegungs Pfeile sehr viel unregelmäßiger, weil die große Front der nordischen Eismassen hier offenbar in zahlreiche kleine Lappen zerfranst war, die dann im kleinen solche fächerartige Geschiebeanordnungen zeigen, wie das Gesamtbild Pommerns bei großem Ueberblick.

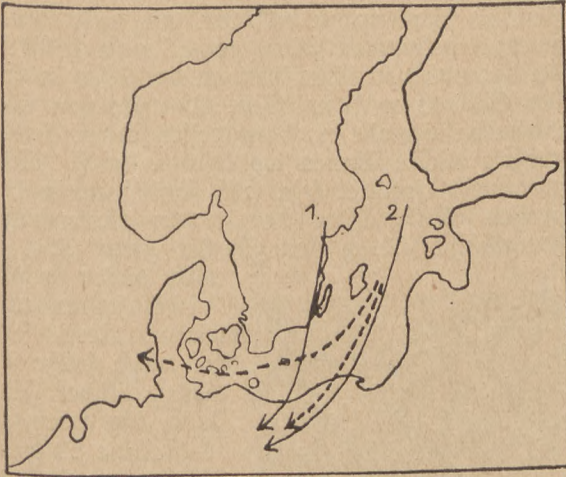


Abb. 6.

Die Herkunft der Geschiebe zur jungtertiären Eiszeit. Pfeil 1 = Gesteine aus Mittelschweden, Pfeil 2 = Gesteine aus Finnland und den Ålandinseln. Die gestrichelten Pfeile zeigen die Verbreitung vertiefter Silurkalle. Material aus dem Westen des Ostseegebietes fehlt also.

Woher kamen die Gletscher?

Die erste Eiszeit schon im Tertiär!

Die nordischen Eismassen haben nun im Laufe der einzelnen Großvorstöße oder Eiszeiten nicht immer genau denselben Weg benutzt. Wir haben an manchen Stellen Pommerns nicht nur einen Geschiebemergel in größeren Gruben sichtbar, sondern mehrere übereinander, die durch Schmelzwassersande getrennt sind. Stellen

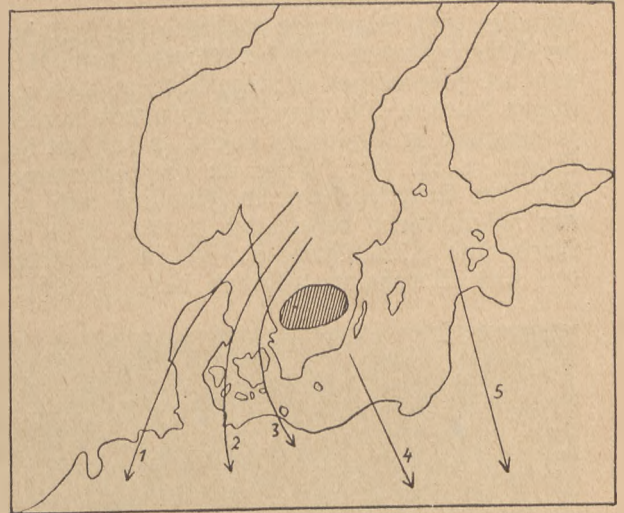


Abb. 8.

Die Stromstriche der Inlandeismassen zur Saaleeiszeit (nach G. Münnich). Der finnische Eisstrom ist schwächer als der norwegische.

wir fest, woher in jedem Geschiebemergel die meisten Steine stammen, so können wir uns ein Bild machen von dem vermutlichen Weg des Gletschers. Um diese Arbeit zu erleichtern, hat der Landesgeologe Hefemann die kristallinen Leitgeschiebe in vier Gruppen eingeteilt, von denen die erste in Finnland, den Ålandinseln und dort benachbarten Gebieten des Ostseeuntergrundes beheimatet ist. Die zweite stammt aus Nord- und Mittelschweden, die dritte aus Süd-

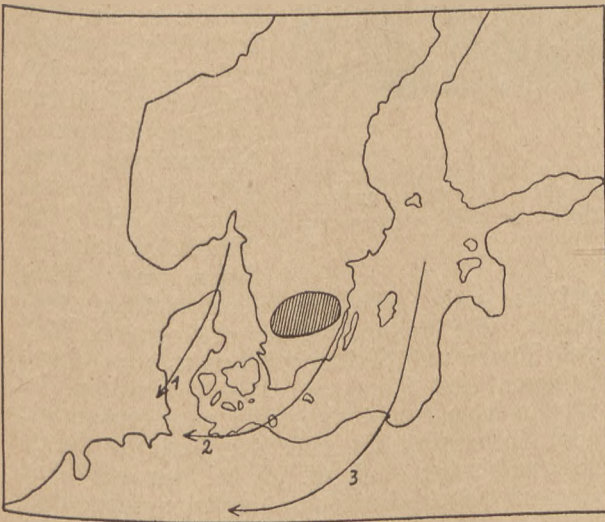


Abb. 7.

Die Stromstriche der Inlandeismassen zur Elstereiszeit (nach G. Münnich). 1 = norwegischer Eisstrom, 2 = südschwedischer Eisstrom, 3 = finnischer Eisstrom.

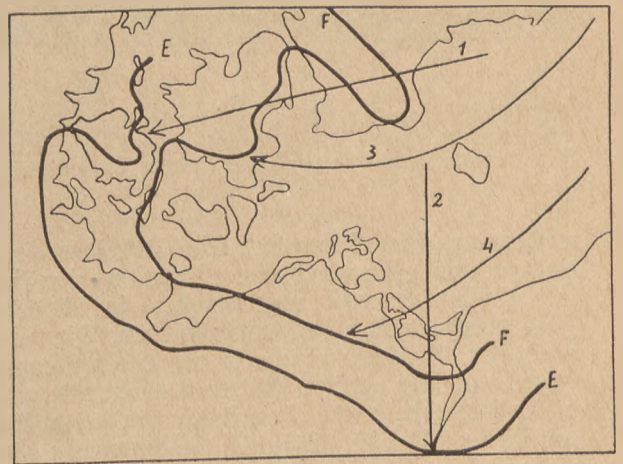


Abb. 9.

Stromstriche der Inlandeismassen in zwei Stadien der Weichseleiszeit (nach G. Münnich). Eisrandlage E: Pfeil 1 und 2 zeigen Bewegungsrichtung des südschwedischen Gletschers. Eisrandlage F: Pfeil 3 = mittelschwedischer Gletscher, Pfeil 4 = ostbaltischer Gletscher. Der finnische Eisstrom ist also wieder stärker.

schweden und Bornholm, während die Gesteine der letzten Gruppe aus der Gegend von Oslo und der schwedischen Rattgatküste zu uns getragen wurden. Die einzelnen Gruppen werden zu einander in Beziehung gesetzt, so daß wir bei Stettin z. B. sehr häufig im Geschiebemergel 40% der Eruptivgesteine in Finnland und auf den Wlandinseln beheimatet finden, 20% in Nord- und Mittelschweden, 40% in Südschweden und Bornholm, während diese Gletscher-

und Desel stammen können. Es war bisher ziemlich schwierig zu erklären, wie diese Blöcke zu uns gekommen seien, zumal man selbst in der Gegend von Frankfurt an der Oder in diesen Sanden noch nordische Quarzite von über einem halben Meter Durchmesser findet. Solche großen Blöcke können wohl kaum durch Flüsse zu uns verfrachtet sein. Ich fand nun in den großen Aufschlüssen der neuen Güterumgebungsbahn südlich von Stettin (siehe Abb. 5)



Abb. 10.

Das Matshenes der Täler im Bereich der vorpommersch-mecklenburgischen Grenze, das die alten Gletscherspalten der Eiszeit darstellt. Teilstücke aus dem großen Pommernrelief, wie sie zu Selbstkostenpreisen an Heimatmuseen und Schulen abgegeben werden.

massen aus dem Oslogebiet kein Gesteinsmaterial zu uns getragen haben. Liegen nun mehrere Geschiebemergel übereinander, so ist das Zahlenverhältnis in allen verschieden. Die zugehörigen Gletscher sind also auf verschiedenen Wegen zu uns gerückt. Bisher konnten wir mit dieser Methode durch Untersuchungen des Verfassers und Dr. G. Münnich in Pommern die Ablagerungen dreier Eiszeiten feststellen, und zwar der Elstereiszeit, der Saaleeiszeit und der Weichseleiszeit. Seit langem waren aber in weißen Quarzsanden tertiären Alters, die als Begleitgesteine unserer Braunkohlen auftreten, verkieselte Silurgerölle bekannt, die nur aus dem Ostseebereich zwischen den Inseln Gotland

zersekte und gebleichte Reste solcher Geschiebe. Sie stammen zum vorwiegenden Teil aus Nord- und Mittelschweden und zu einem kleineren aus Finnland. Das Herkunftsgebiet ist also ganz beachtlich sowohl nach Größe wie nach Entfernung von uns. Der Verfasser konnte nun nachweisen, daß es sich bei den gelblichen Sanden wahrscheinlich um die Reste einer jungtertiären Vereisung handeln dürfte. Schon im Tertiär sind also erstmalig nordische Gletschermassen bis zu uns nach Pommern gekommen. Dann wurde das Klima wieder wärmer, bis sich eine palmenführende Pflanzenwelt entwickelte, so daß sich in diesem Klima einerseits Braunkohlenlager bildeten und andererseits die kristal-

unter diesen braunkohlenführenden weißen Tertiärsanden noch solche etwas gelblicher Färbung, die vereinzelt kristalline Leitgeschiebe enthalten. Sie sind zweifellos wirklich älter als die Braunkohlensande, denn an der Grenze der beiden liegt ein Plaster von windgeschliffenen Steinen, die mit der geschliffenen Seite nach oben zu im Braunkohlensand stecken, während sie mit der unregelmäßigen unpolierten Unterseite im darunterlagernden, schwach gelblichen Sande stecken, der die vereinzelt Leitgeschiebe enthält und aus denen sich auch ein Teil der windgeschliffenen Gesteine zusammensetzt. Auch im untersten Teil der Braunkohlensande liegen noch völlig

linen Gesteine der älteren eiszeitlichen Ablagerungen zerseht und deren Kalle durch die freiwerdende Rieselsäure imprägniert wurden. Aber wieder eroberten die Gletscher unsere Heimat in mindestens drei, ja sehr wahrscheinlich vier großen Vorstößen, die durch wärmere, eisfreie Zeiten getrennt waren, in denen das Klima mindestens so warm war wie unser heutiges. Die Gleitwege der nordischen Eismassen waren aber in diesen einzelnen Eiszeiten verschieden und sind auf Abb. 6 bis Abb. 9 in ihren Grundzügen dargestellt.

Kommt eine neue Eiszeit?

Ist damit nun endgültig das Eiszeitalter beendet oder werden die Gletscher noch einmal, vielleicht wieder auf neuen Wegen in unsere Heimat vorstoßen? Auch darüber hat sich die Wissenschaft Gedanken gemacht, und der deutschböhmische Forscher Spitaller hat auf Grund astronomischer Periodizitäten errechnen können, daß uns in der Tat eine solche Katastrophe droht, nach seiner Meinung allerdings erst in etwa 480 000 Jahren, so daß wir uns darüber vorläufig keine Sorgen zu machen brauchen.

In der Erforschung der eiszeitlichen Oberflächenformen sind wir gleichfalls zu neuen Erkenntnissen gelangt, die am besten an Hand eines großen Pommernreliefs erläutert werden, das im geologischen Institut der Universität Greifswald seiner Vollendung entgegengeht. Bild 10 bringt nur ein Teilstück, in dem beispielsweise deutlich wird, wie das Maschennetz der pommerschen Täler dem System der Längs- und Querspalten eines Gletschers entspricht.

Nicht nur die genannten Ergebnisse sind von heimatkundlichem Interesse, auch die Forschungen über die nacheiszeitlichen Ablagerungen Pommerns und die Bildung der Bodentypen haben im Zusammenhang mit Besiedlungsproblemen insbesondere durch die Arbeiten Rurd von Bülow's und durch Helmut Nietsch Fortschritte gezeitigt, die es verdienen, der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu werden. Doch davon ein anderes Mal. Diese Zeilen werden schon gezeigt haben, in wie starkem Maße sich das geologische Bild unserer Heimat rundet, neues Leben gewinnt und weit davon entfernt ist, lebensfremde, abstrakte Wissenschaft zu sein.

Die Abb. 1 u. 3 sind entnommen aus R. Richter, Gefüge und Zusammensetzung des norddeutschen Jungmoränengebietes. Abh. a. d. geologisch-paläontologischen Institut der Universität Greifswald, V. XI, 1933. Die Abb. 2 aus R. Richter, Horizontbestimmung von Oberkreidegeschieben mittels Foraminiferenstatistik. Beihefte zur Zeitschr. für Geologieforschung, 1935. Abb. 5 aus R. Richter, Zur Frage einer pliozänen Vereisung Norddeutschlands auf Grund neuer Funde bei Stettin. Zeitschr. für Geologieforschung, Bb. 11, 1935. Abb. 7, 8 und 9 aus G. Münnich, Quantitative Geschiebeprovollen aus Danemark und Nordostdeutschland mit besonderer Berücksichtigung Vorpommerns. Abhandl. a. d. geologisch-paläontologischen Institut der Universität Greifswald, S. XV, 1936.

Aus der Wolgaster Chronik

Von Dr. Eberhard Klaaf

I. Bischof Otto von Bamberg in Wolgast.

Am 26. März des Jahres 1128 trat der Bischof Otto von Bamberg seine zweite Missionsreise nach Pommern an. Hatte die erste (im Jahre 1124) ihn nach Stettin und in weitere mittel- und ostpommersche Städte geführt, so war als Ziel für die zweite Reise Vorpommern auserselien worden. In Demmin, Usedom, Wolgast und Gützkow vollbrachte der Bischof damals sein Bekehrungswerk.

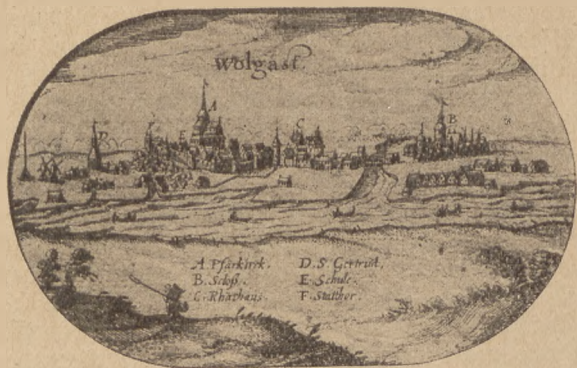
In Wolgast lebte und wirkte zu jener Zeit der Priester des Gerovit. Als dieser vernahm, daß der Bischof nun auch nach Wolgast kommen wollte, griff er zu einer List. Er kleidete sich in ein weißes Gewand und versteckte sich hinter einem Gebüsch am Eisaberg. Als nun am frühen Morgen ein Landmann auf dem Wege nach Wolgast dort vorbeikam, trat der Priester hervor und sprach zu dem vor der Erscheinung in abergläubischer Furcht erzitternden Bauern: „Bleibe stehen und höre an, was ich dir sage. Ich bin dein Gott; ich kleide die Wiesen mit Gras und die Wälder mit Laub. Die Früchte der Aecker und der Bäume, das Gedeihen des Viehes und alles, was den Menschen zum Nutzen dient, liegt in meiner Macht. Das will ich geben denen, die mich verehren, und nehmen denen, die mich verachten. Sage daher den Leuten in der Stadt Wolgast, daß sie nicht den fremden Gott erhören mögen, der ihnen nicht nützen kann. Ermahne sie, daß sie die Boten der anderen Religion, deren Ankunft ich verheiße, nicht am Leben lassen.“

Der erschrockene Bauer kam alsbald in Wolgast an und erzählte dort die wundersame Begebenheit. Das Volk lief zusammen, und auch der schlaue Priester Gerovitz, der ebenfalls schleunigst in die Stadt zurückgeeilt war, kam hinzu. Mit flammenden Worten forderte er die Leute auf, nach dem Willen des Gottes zu handeln und die christlichen Missionare, falls sie nach Wolgast kommen sollten, zu töten. Der Menge bemächtigte sich eine ungeheure Erregung: Gerovitz' Priester hatte seinen Zweck erreicht.

Bischof Otto hatte von diesen Vorgängen nichts vernommen; er sandte nach Wolgast zwei seiner Leute voraus, die dort die nötigen Vorbereitungen treffen sollten. Nach beschwerlicher Reise kamen die beiden Boten in der Herzogsstadt an der Peene an und kehrten in der Burg ein, wo die Frau des gerade abwesenden Rastelans sie gastlich beherbergte. Groß war aber der Schrecken der Frau, als sie erfuhr, wen sie aufgenommen hatte. In ihrer Gutmütigkeit beschloß sie jedoch, die beiden zu retten, und es gelang ihr auch, sie so lange zu verbergen, bis

Bischof Otto mit großem Gefolge und vielen Bewaffneten in Wolgast anlangte.

Die große Gefolgschaft des Bischofs dämmte zunächst die Angriffslust der aufgewiegelten Heiden ein. Als aber an einem Abend ein paar der Christen sich einzeln zeigten, wurden sie von den Heiden überfallen. Bis auf einen konnten sie entfliehen; dieser eine aber stürzte in seiner Not in den heidnischen Tempel und nahm dort den goldenen Schild des Göhen von der Wand, den kein Sterblicher anrühren durfte. Im



Wolgast nach der Lubinschen Karte von 1618

Schutze dieses Schildes gelang es ihm, von der abergläubischen Menge unangefochten, zu entkommen.

Als die Wolgaster nun sahen, daß ihr Gott diese frevelhafte Verletzung seines Heiligtumes nicht rächte, schlug die Stimmung unter ihnen um. Mehr und mehr der Heiden wandten sich dem Christentum zu; der Priester Gerovits getraute sich nicht, noch etwas zu unternehmen, und so konnte Bischof Otto sein Bekehrungswerk mit großem Erfolg durchführen.

II. Der Komet des Jahres 1597.

Im Jahre 1592 war Herzog Ernst Ludwig von Wolgast gestorben; er hinterließ eine Witwe mit drei unmündigen Kindern. Die Regierung übernahm Herzog Bogislab XIII. für den unmündigen Erben Philipp Julius. Die Herzoginwitwe zog mit ihren Kindern auf ihren Witwensitz Loiz, und die vorher so belebte Residenz in Wolgast lag verlassen da. Stille Jahre brachen für unsere Stadt an.

Aber im Jahre 1597 sollte es wieder anders werden. Die Herzoginwitwe siedelte von Loiz wieder nach Wolgast über; neues, fröhliches Leben zog in das alte Wolgaster Schloß ein. Die lebenslustige Frau wollte nichts von Traurigkeit wissen, und so herrschte bald wieder ein buntes, lautes und lustiges Treiben in den alten Räumen.

Doch die Wolgaster selbst konnten keinen rechten Anteil an dieser Fröhlichkeit nehmen. Die Fischer vom Haff und von der Veene standen mit bedrückten Mienen im Hafen bei-

sammen und klagten sich gegenseitig ihre Not. So schlecht wie in diesem Jahr war der Fischfang noch niemals ausgefallen, und trotz schwerster und gefährlicher Arbeit hatten sie so gut wie nichts verdienen können. Mit leeren Körben kamen die Frauen vom Markt heim; eine schlimme Mißernte hatte es in diesem Jahr gegeben, das Angebot an Lebensmitteln war gering und die Preise unerschwinglich.

Unter solchen Umständen blühte der Aberglaube üppig auf. Wundergeschichten wurden erzählt und geglaubt, alle Naturerscheinungen wurden als Unglückszeichen ausgedeutet. In einem Brunnen bei Wolgast sollte sich plötzlich das Wasser blutigrot gefärbt haben: Sicherlich deutete das auf ein großes Massensterben hin. Sollte etwa wieder einmal die Pest über die unglückliche Stadt hereinbrechen? Die Furcht wurde noch bestärkt, als Landleute erzählten, daß auch das Wasser im See zu Hohensee sich rot gefärbt habe. Kein Zweifel an der Richtigkeit dieser Erzählungen konnte mehr bestehen, als Herzog Bogislab von Barth sie öffentlich bestätigte hatte.

Als nun auch noch ein Komet mit großem, feurigen Schweif am Himmel erschien, kannte die Bestürzung keine Grenzen mehr. Jetzt war es gewiß, daß Unheil drohte. Die Prediger mahnten zu Einkehr und Buße, und die Furcht vor schweren Schicksalschlägen lag wie ein Alpdruck über den Menschen. Dazu kam, daß die Mißernte und die damit verbundene Teuerung und Knappheit noch lange nachwirkte, so daß auch in den folgenden Jahren die Furcht vor drohendem Unheil ständig wachblieb. Das Unglück sollte auch bald eintreffen. Es betraf das Schloß und machte auch dort dem fröhlichen Leben ein Ende.

Im Winter von 1599 auf 1600 war auf dem Schloß hoher Besuch eingetroffen: Herzog Johann Friedrich von Stettin. Mit dem Schlitten war er von Stettin über das zugefrorene Haff nach Wolgast gefahren, und nun jagte hier ein Fest das andere. Eines Nachts aber — am Abend hatte man noch gespielt, getrunken und getanzt — wurde der Herzog plötzlich krank. Alles Bemühen der Aerzte um ihn war vergeblich; der Kranke starb nach wenigen Tagen, und tiefe Trauer zog nun in das Schloß ein.

Da hatte der Aberglaube wieder neue Nahrung erhalten. Man besann sich auf alle bösen Vorzeichen der vergangenen Jahre und meinte, sie seien Vorboten dieses neuen Unglücks gewesen; doch gleichzeitig glaubte man sich damit trösten zu können, daß nun die Unglückszeit vorbei sei.

Aber das schwerste und furchtbarste Unheil brach erst zwanzig Jahre später herein: Der Dreißigjährige Krieg.

III. Leichenfledderer in der Herzogsgruft.

Im Jahre 1625 war der letzte Wolgaster Herzog, Philipp Julius, gestorben und mit fürstlicher Pracht in dem Grabgewölbe in der St. Petrikirche beigesetzt worden. Viele wertvolle Schmuckstücke hatte man dem Toten mit in den Sarg gegeben, Gegenstände aus dem reichen Herzogschatz, die ein kleines Vermögen darstellten. So war es nicht verwunderlich, daß über diese Kostbarkeiten im Volke noch lange gesprochen wurde, und daß sich die Erinnerung an dieses letzte Herzogsbegräbniß durch Generationen hindurch lebendig erhielt.

Da lief eines Tages im Jahre 1688 wie ein Lauffeuer die Kunde durch Wolgast, daß das Gewölbe erbrochen und die Särge der Herzöge beraubt worden seien. Bald lenkte sich der Verdacht auf den Totengräber und den Rüstler, die beide flüchtig geworden waren. Man nahm die Frauen der beiden ins Verhör, und sie legten das Geständniß ab, daß ihre Männer zusammen mit zwei Juden aus Greifswald, namens Moses Helmstedt und Seelicher, den Raub begangen hätten.

Auf Anstiftung der beiden Juden hatten der Rüstler und der Totengräber die Tat ausgeführt. Sie hatten den Stein, der den Eingang zu dem Gewölbe verdeckte, so weit hochgestückt, daß sie darunter hindurch in die Gruft hineinkriechen konnten. Dann hatten sie die Särge geöffnet und durchwühlt und alle Kostbarkeiten, wie Ketten, Ringe, Edelsteine und dergleichen mitgenommen. Bei der Teilung der Beute rafften die Juden, die den Wert der geraubten Sachen besser unterscheiden konnten, die teuersten Stücke an sich und machten sich damit aus dem Staube. Auch die beiden Leichenfledderer selbst fühlten sich bald nicht mehr sicher und verschwanden noch vor Entdeckung der Tat aus Wolgast.

Eines Tages bemerkten Kirchenbesucher, daß die Mauersteine zu Seiten des großen Decksteines über der Gruft losgebrochen waren. Dieser Umstand führte zur Aufdeckung des scheußlichen Verbrechens. Als die Frauen der beiden Geflüchteten dann das Geständniß abgelegt hatten, ging man sofort mit Eifer an die Verfolgung der Verbrecher. Der Rüstler und der Totengräber gelangten auf ihrer Flucht bis nach Danzig (nach anderen Berichten bis Hamburg), wurden dort auf Grund der erlassenen Steckbriefe festgenommen und ausgeliefert; sie wanderten zunächst ins Greifswalder Gefängniß. Hier soll der Rüstler Selbstmord begangen haben, dem Totengräber jedoch soll es gelungen sein, auszubrechen und zu entkommen. Ein anderer Bericht besagt, daß er am Schandpfahl ausgepeitscht und dann aus dem Lande gewiesen worden sei.

Ueber die beteiligten Juden widersprechen sich die Berichte ebenfalls. Während in den er-



Wolgast: Burgstraße mit Petrikirche
Archivaufnahme

haltenen gerichtlichen Protokollen stets von zwei Juden die Rede ist, erzählen die Chronisten nur von einem dieser würdigen Hebräer, der nach seiner Festnahme des Landes verwiesen worden sei und „habe viel Geldes bezahlen müssen“. Ueber den Verbleib der geraubten Wertgegenstände ist in den Berichten und Chroniken nichts gesagt.

Blauë Dämmerstunde

So ist's im Frühling nach den ersten weichen,
Verauschend weichen Winden über Nacht,
Wenn sich die langen blauen Schatt'n sacht
Die dämmermlüden, leisen Hände reichen:

Noch leuchtet durch die Siebel Tageshelle
Mit ihrem gelben, blassen, fernem Schein.
Doch schon aus Winkeln, Gassen und Gestein
Steigt geisterstill die blaue Dämmerungswelle.

Der morsche Schnee zergeht vor deinen Füßen,
Das Dunkel greift nach dir, — du aber siehst
Nur immer, daß ein Glanz die Welt durchfließt,
Und hörst berauscht den Lenz die Erde grüßen.

Sildegard Wehr

Göttliches Erbe

Es sprach der Mensch zu Gott dem Herrn:
„Gewaltig ist Dein Werk, und gern
ehr ich den Meister, der die Welt
erschaffen hat und noch erhält.

Doch eines scheint mir fehlerhaft
und mindert Deine Meisterschaft:
daß alles, was sich lebend regt,
den Todeskeim im Herzen trägt.

Nur wenige Jahrzehnte lang
blüht unsres Lebens Überschwang,
dann welkt die Kraft in unserm Blut,
die Lust wird schal und matt der Mut,
und Altersnot und Siechumsleid
verkünden die Vergänglichkeit.

Die Schöpfung krankt am Widerspruch,
und Segen wandelt sich in Fluch,
wenn Deine Hand ihr Werk verdirbt
und Leben schafft, das wieder stirbt!“ —

Allvaters Antlitz stand entrückt,
Sturmwindumwölkt und blühenzückt . . .
„Anmaßlich, Sohn, ist deine Rede
und kündet deinem Schöpfer Fehde!

Hast du bei mir zu Rat geseffen,
als ich dein Los dir zugemessen?
Und will ein Teil, unendlich klein,
des endlos Großen Richter sein?

Und dennoch, sintemalen ihr
mein Stolz und meiner Schöpfung Zier
und meine liebsten Kinder seid,
will ich mich neigen eurem Leid
und euer todgeweihtes Leben
aus der Vergänglichkeit erheben.

Allein von aller Kreatur
sei euch gegeben, eure Spur
der Welt auch dann noch einzuprägen,
wenn Herz und Hand sich nicht mehr regen.

So leih ich euch nach meinem Bild
die Kraft, die Raum und Zeit erfüllt,
die Kraft zum Werk, das nicht vergeht
und weiterwirkend fortbesteht.

So will ich euch die Brücke baun,
die über Tod und Grabesgraun
vom Heute in das Morgen-Land
den siebenfarbnen Bogen spannt.

Und weil, von meinem Geist befeelt,
in heiliger Not dein Herz sich quält,
sei dir verziehn! Ich zürne nicht.
Heb auf, mein Sohn, dein Angesicht!

Ich segne dich zum andern Mal
zu neuem Glück — und neuer Qual
und schenke dir die süße Pein,
hinfort ein Schaffender zu sein.“ —

Der Mensch ward wach aus tiefem Traum
und sah ringsum im Erdenraum
zum ersten Mal seit Anbeginn
der Schönheit tiefverborgnen Sinn.

Und in beglücktem Schöpferpiel
nachtafend, was ihm wohlgefiel,
geschah ihm, daß von seiner Hand
ein gleichnishaft Gebild entstand.

Doch kaum erglüht zu kurzer Lust,
ward ihm in weher Pein bewußt,
wie ungleich dieser Abscheu war
der holden Schau, die ihn gebar.

Aufs neu entbrannte edler Drang,
zu bessern, was ihm fehl gelang;
und über Schöpferlust und -leid
stand fern das Ziel: Vollkommenheit.

Und also zwischen Glück und Qual
in Kampf und Müh ums Ideal
ringt heute noch, getreu der Sendung,
der Schaffende um die Vollendung.

In Farbe, Form und Bildgestalt,
in Ton und Klang und Wortgewalt
treibt ihn die Schöpferleidenschaft,
dem Werk zu opfern seine Kraft

und eine Brücke aufzubaun,
die über Tod und Grabesgraun
den siebenfarbnen Bogen spannt
vom Heute in das Morgen-Land.

Otto Voss



Fettchen Schüler

Aus der Jugendzeit der Henriette Hendel-Schüh

Von Arnold Koeppen

Henriette Hendel-Schüh, der „weibliche Proteus“ nach Goethes Wort, ist, wie auch manche andere hervorragende Vertreter ihres Standes, Opfer einer Mythenbildung geworden, die bei ihr sogar schon zu Lebzeiten einsetzte und der Künstlerin manchen Verdruß bereitet hat.

Das Tollste, was ihr die Fama nachzusagen wußte, war, daß sie sich nach ihrem Abgang von der Bühne, aus fanatischer Liebe zu dieser Beschäftigung noch lange Zeit als — — Hebamme betätigt haben sollte. Die Hauptschuld an diesem unsinnigen Gerücht trug Heinrich Anschütz, der sogar noch in seinen „Erinnerungen“ hinzufügt, daß sie als Hebamme in Halle gestorben sei. Es wäre für ihn gewiß nicht schwer geworden, festzustellen, daß sie ihren Lebensabend in Pommern, und zwar in Köslin, zugebracht hat¹⁾.

Um derartige Gerüchte Lügen zu strafen, hat Henriette Hendel-Schüh in ihrem höheren Lebensalter einer ihrer Lieblingschülerinnen mancherlei aus ihren Lebenserinnerungen diktiert, um — wie sie sagte — „den Konversations-Lexikons-Lügen“ entgegenzutreten.

In diesen Erinnerungen, die jetzt schon wieder so gut wie verschollen sind und die durch das noch vorhandene handschriftliche Tagebuch ihres Vaters interessante Ergänzungen erfahren, werden so viele reizende Einzelheiten aus dem Jugendleben der Künstlerin festgehalten, daß es sich wirklich lohnt, sie zu einem übersichtlichen Bilde zusammenzustellen.

* * *

Henriette Schüler ist am 13. Februar 1772 zu Döbeln geboren. Der Ort ist durch einen Zufall zu der Ehre gekommen, Geburtsstätte dieser berühmten Schauspielerinnen zu sein, denn die Eltern, der Schauspieler Carl Julius Christian Schüler und seine Frau, Johanna Christine, geb. Schindel, befanden sich gerade auf der Reise von Gotha nach Breslau, wo beide in der Wäferschen Gesellschaft Engagement gefunden hatten. Wenige Tage nach der Geburt wurde das Kind getauft; unter den Taufpaten finden wir zwei berühmte Schauspielerinnen, Frau Amalie Wolff und deren Mutter Malcolmi.

Es war ein schrecklicher Winter, Hunger und Kälte erforderten unerbittlich ihre Opfer. Aber man mußte zur rechten Zeit in Breslau

eintreffen, und darum wurde die Reise am 22. Februar in Schnee und Eis auf offenem Wagen fortgesetzt. Nach zwei Tagen kam man in einem schlesischen Wirtshause an. Trotzdem der sorgliche Vater sein Halstuch um das eine, sein jedenfalls einziges Taschentuch um das andere Beinchen des Kindes gewickelt hatte, war es vollständig erstarrt, und die Eltern schwebten in großer Angst, daß es nicht wieder zu sich kommen würde. Als die freundliche Wirtin die große Not sah, opferte sie schnell eine Flasche Wein, machte ihn heiß und rieb das Kind solange damit ein, bis sich die Erstarrung gelöst hatte. So wurde durch diesen Samariterdienst der Welt eine große Künstlerin erhalten.

Ohne weiteren Unfall kam die Familie in Breslau an. Ein längerer ruhiger Aufenthalt war ihr aber auch hier nicht beschieden, denn die Wäfersche Gesellschaft gehörte zu denen, die von Zeit zu Zeit den Platz wechseln mußten, weil in dem alten die Theaterlust des Publikums sehr bald aufgebraucht war und man dann keinen Zuspruch mehr fand.

So sahen sich auch Schülers schon im Mai des nächsten Jahres, als ihr Fettchen erst 15 Monate alt war, gezwungen, mit auf die Künstlerfahrt zu gehen, um das weit entfernte Stettin zu erreichen. Die Fahrt wurde auf einem Oderfahn zurückgelegt.

Solche Fahrten sind schon so viel beschrieben worden, daß wohl jeder ein ungefähres Bild davon hat, welchen Mühseligkeiten und Gefahren die Reisenden ausgesetzt waren. Und vor allen Dingen: wie langsam ging eine solche Fahrt vonstatten! Von dem Vater selbst erfahren wir, daß die Reise von Breslau nach Stettin vom 2. bis zum 13. Juni gedauert hat.

In Stettin bezog die Familie eine Wohnung in der Reißschlägerstraße. Schüler mietete sich hier fest ein in der Hoffnung, daß man den Sommer über hier bleiben werde. Ueber dem Stettiner Aufenthalt schwebte aber insofern ein Unstern, als dem Direktor nach wenigen Wochen von Berlin aus die Erlaubnis zum Weiterspielen entzogen wurde und er nun gezwungen war, schon am 20. Juli die Reise nach Stralsund anzutreten, diesmal per Extrapost. Nachdem man zwei Tage und eine Nacht gründlich durchgeschüttelt war, kam die Gesellschaft in dem neuen Wirkungsorte an. Es will uns heutzutage ganz unsäglich erscheinen, daß die Frauen und Kinder derartige entsetzliche Strapazen aushalten konnten, ohne Gesundheit und Leben dabei einzubüßen. Bei der Rückkehr von Stralsund nach Breslau in der zweiten Novemberhälfte wurde der eine Wagen mit allen seinen Insassen bei Falkenwalde umgeworfen, der andere geriet bei Küstrin durch die Undorftigkeit eines Mitsfahrers in Brand. Immerhin konnte aber die Gesellschaft diesmal

¹⁾ J. u. P. 1931, 16. Jahrg.: S. 461 ff., F. B. Selbst: Henriette Hendel-Schüh und das Köslin der Biedermeierzeit.

schon am neunten Tage ihre Reise beenden. Breslau war erreicht, wo man nun wenigstens bis zum nächsten Frühjahr bleiben konnte.

Dem kleinen Tettchen, wie sie ihr Vater zärtlicher Weise immer nannte, schienen diese beschwerlichen Reisen an ihrer Gesundheit keinen Schaden getan zu haben; im Gegenteil, sie entwickelte sich zu einem Kinde von außergewöhnlicher Grazie und Schönheit. Sie wurde, wie es üblich war, von frühester Kindheit an für die Bühne bestimmt. Wann ihr eigentliches Debüt war, läßt sich auf den Tag kaum feststellen. Genau genommen fand es schon im Jahre 1774 statt. Auf der Breslauer Bühne gelangte eine neue Oper von Christian Felix Weiske, zu der, wie zu allen seinen andern, Johann Adam Hiller die Musik geschrieben hatte, zur Aufführung: „Die Jubelhochzeit“. — In diesem Stück sollte nun das kleine Tettchen zum erstenmal auftreten. In festlichem Kleidchen sollte sie dem Jubelpaare ein Verslein auffagen. Nun hatte die Bühne damals eine Souffleuse, ein kleines freundliches rothaariges Frauchen, das häufig zu Schülers kam und mit Vornamen Klara hieß. Der meist gutgelaunte Schüler pflegte sie dann zur Freude des Töchterchens oft mit dem nach einer bekannten Melodie gesungenen Verslein zu begrüßen:

„Nun, nun mein liebes Klärchen,
Mit Deinen roten Härchen:
Wann werden wir ein Pärchen!“

Am Abend des ersten Auftretens der zweijährigen Debutantin war im Hause Schüler alles in begreiflicher Aufregung, wenn auch die Rolle „saß“.

Als auf der Bühne endlich das Stichwort für das Auftreten fiel, kam Vater Schüler gewichtigen Schrittes, das Töchterlein stolz auf dem Arm tragend, auf die Bühne und stellte es vor das Jubelpaar hin, dem der Rolle gemäß Henriette nun ihr Sprüchlein aufzusagen hatte.

Das liebliche Kind rief das Entzücken des ganzen Publikums hervor, und es fehlte nicht an begeisterten Ausrufen, die „Tettchen“ in eine begreifliche Verwirrung brachten. Hilflos und aus dem Konzept gebracht, sah sich die Kleine um. Da fiel ihr Blick in den Souffleurkasten, aus dem sie zu ihrer unbeschreiblichen Freude einen wohlbekannten roten Kopf herausleuchten sah. Flugs war alle Angst, mit ihr aber auch der Zweck ihres Daseins vergessen; schnell faßte sie zierlich die Falten ihres Kleidchens, und grazios tanzte sie vor dem Kasten auf und ab.

Und dazu erklang ihr Stimmchen klar und hell durch den Raum:

„Nun, nun, mein liebes Klärchen,
Mit Deinen roten Härchen:
Wann werden wir ein Pärchen!“

Das gab ein gewaltiges Hallo und Gelächter im Publikum, der um seinen Glück-

wunsch gebrachte Jubelgreis sah ganz verdattert drein, und der bestürzte Vater sprang hinzu, ergriff die Uebeltäterin, die ihre Künstlerlaufbahn mit einem Extempore begonnen hatte, und trug sie unter dem Gelächter des Publikums wieder hinaus.

Im Jahre 1775 wurde dieselbe Reise wie vor drei Jahren in umgekehrter Richtung gemacht, denn Schülers waren von Conrad Echhof an die Gothaer Hofbühne berufen worden. Hier bekam die Familie ein Häuschen vor dem Tore zum Wohnen, wo es ganz ländlich



Henriette Hendel-Schütz als Elfriede

herging, und zur unaussprechlichen Freude Tettchens fehlten sogar die Hühner und Tauben nicht. Am Hofe war das Kind bald bei jedem beliebt, und man ließ sie mit den herzoglichen Kindern zusammen spielen; der kleine Prinz Emil war ihr täglicher Spielgefährte. Die Damen des Hofes liebten es, das Kind mit eigens dazu hergestellter Kleidung wie eine kleine Erwachsene anzuziehen, und man ließ sie sogar einmal in ihrem Staat in einer Sänfte von zwei Heiducken nach Hause tragen.

Da sie in ihrem Stolz glaubte, sich auch gewählt ausdrücken zu müssen, rannte sie so gleich auf den Hof und rief: „Sehen Sie nur, meine Hühner, wie fein ich aussehe!“

Der vierte Geburtstag war ein außerordentlich wichtiger Tag für Henriette: an ihm erhielt sie von dem berühmten Georg Benda²⁾ ihre erste Musikstunde, und im Anschluß daran ihre erste Tanzstunde beim Ballettmeister Mereau. Hier in Gotha bekam sie auch ihre erste wirkliche Rolle: einen der Knaben in

²⁾ Benda, bekannt als Komponist der Melodramen „Medea“ von Gotter und „Ariadne auf Naxos“ von Joh. Chr. Brandes.

„Medea“. Wer hätte damals geahnt, daß sie dereinst in der Titelrolle dieses Melodrams in ganz Deutschland Triumphe feiern würde!

Ein besonders wichtiger Tag in der Künstlerlaufbahn der kleinen Henriette war der 17. September 1779. Der Theaterzettel verkündete eine Aufführung des damals sehr beliebten Stückes „Der Edelknabe“ von Engel, und die achtfährige Künstlerin spielte — — — die Titelrolle. Und zwar mit einem so ausgesprochenen Erfolge, daß das ganze Publikum, daß alle anwesenden Mitglieder des Hofes von dem natürlichen und ungezwungenen Spiel der Kleinen entzückt waren. In derselben Rolle zeigte sie sich, nachdem das Gothaer Hoftheater aufgelöst und Schülers wieder zu Wasser zurückgekehrt waren, den Breslawern mit dem gleichen Erfolge. Wie vielseitig die Begabung und Ausbildung des Wunderkindes waren, sieht man daraus, daß sie schon am 4. Februar 1780 die größere Gesangrolle des Suschen im „Aerndtekrantz“, einer komischen Oper von Weiße und Hiller, die seit dem Jahre 1771 an allen Bühnen Deutschlands aufgeführt wurde und sich ziemlich lange auf dem Repertoire erhielt, mit großem Erfolge übernehmen konnte.

Und am 16. Juli tanzt sie zum ersten Male in einem größeren Ballett ein Solo.

Das Publikum ist ganz vernarrt in die kleine Künstlerin: am 20. März erhält sie als Belohnung für ihr schönes Spiel, als man sie ins Parterre ruft, 12 Rthl., kurze Zeit darauf, als sie nach Schluß der Vorstellung eine Dankrede hält, bringt diese den Eltern ungefähr den gleichen Betrag ein. Diese Summen trägt der sparsame Vater in sein Einnahmehuch ein, dieser Vater, der es ermöglichte, alle Vierteljahr 100 Rthl. erspartes Geld auf Zinsen auszuliehen. Einmal schenkt eine entzückte Dame der kleinen Tänzerin sogar „15 Ellen weißen Schleyer“.

Infolge der mißlichen Verhältnisse zwischen dem Vater Schüler und seinem Direktor, die fast zu Schlägereien führten, sagte jener in einer erregten Stunde dem Vater den Dienst auf, fand ein neues Engagement bei Carl Theophil Döbbelin in Berlin; und wieder einmal ging es, — es war inzwischen das Jahr 1781 herangekommen, — auf die Reise. Abermals brachte ein Schiff die Familie nach ihrem neuen Wirkungsort, eine Reise, die dadurch recht betrüblich wurde, daß das jüngste Tochterlein unterwegs erkrankte und bald nach der Ankunft in Berlin starb.

Hier in Berlin durfte das Jettchen fürs erste die Bühne nicht betreten; erst am 25. April des Jahres 1782 wurde ihr ein Debut zugestanden. Man gab das Lustspiel „Präsentiert das Gewehr“. Hier erhielt sie auch zum ersten Mal an wichtiger Stelle, nämlich in dem „Ber-

liner Theaterjournal für das Jahr 1782“, eine eingehendere Kritik. Es heißt da:

„Demoiselle Schüler, ein gutes, liebes, gefühlvolles Mädchen, mit der reinsten, angenehmsten und wohlklingendsten Stimme, spielte die Josephina mit Wärme und Naivität, und für ihre Jahre das Wenige auf dem Flügel sehr gut.“

So hatte Berlin eine neue Bühnenkünstlerin mehr, eine anerkannte Künstlerin von zehn Jahren!

Ebenso wie in Gotha und Breslau gab man ihr auch hier die immerhin schwierige Rolle des „Edelknaben“ im gleichnamigen Stück. Dasselbe Blatt, das sonst durch die Schärfe seiner Kritiken in Schauspielerkreisen gehäßt und gefürchtet war, schreibt über die Leistung ganz entzückt:

„Demoiselle Schüler war der Edelknabe. Ein Mädchen von niedlicher Figur, angenehmen Organen, liebenswürdiger Dreistigkeit, die ihre Deklamationen durch die schicklichste, befehlteste und abwechslungsste Pantomime zu unterstützen versteht. Wo war der Zuschauer, den sie nicht ebenso sehr ergötzt als gerührt hätte!“

Da war es denn kein Wunder, daß der stolze Vater, als er darum gebeten wurde, gern seine Erlaubnis gab, daß Jettchen in dieser Rolle, als die Berliner Bühne wegen Landes- trauer geschlossen war, als „Gast“ in Hamburg auftreten durfte.

Sie fuhr unter dem Schutz einer befreundeten Familie dorthin und kehrte erfolggekrönt und mit Geschenken beladen zurück.

Die Ausbildung, die die Eltern ihrem Kinde in Berlin geben ließen, war die denkbar sorgfältigste. Der berühmte Professor Engel erteilte ihr regelmäßigen Unterricht, dreimal wöchentlich während des ganzen Berliner Aufenthaltes, in fremden, sogar den alten Sprachen, in Deklamation, in der Geschichte, wobei Henriette besonderes Interesse für griechische und römische Mythologie zeigte. Außerdem besuchte sie noch die französische Schule in Berlin und erhielt Unterweisungen in Musik und Tanz. Durch ihre Begabung und ihren Fleiß war sie das Entzücken aller ihrer Lehrer, und hier hat sie den Grund zu ihrer tiefen, umfassenden Bildung gelegt, die in ihrem späteren Leben oft das Erstaunen von Gelehrten hervorgerufen hat.

Auf dem Fundamente der wissenschaftlichen Ausbildung, die Henriette Schüler hier in Berlin von ihrem zehnten Lebensjahre an empfing, hat die große Künstlerin später rastlos weitergebaut. Die ersten Männer der Wissenschaft, unter ihnen ein Alexander von Humboldt, bewunderten nicht nur die Künstlerin in ihr, und als später — sie war schon 70 Jahre alt — auf Befehl Friedrich Wil-

helms IV. die „Antigone“ von Sophokles über die deutsche Bühne gehen sollte und ein heftiger Federkampf über die Inszenierung, die Kostüme dieser antiken Tragödie geführt wurde, da trat auch die Frau Professor Hendel in ihrer unvermindert lebhaften Anteilnahme an allen Ereignissen und Tagesfragen auf dem gesamten künstlerischen Gebiet in die literarische Arena. —

„Gestützt auf ihre gründliche Kenntnis der Klassiker, ihr Studium der Antike und ihre Praxis auf der Bühne legte sie in einem Exposé (es wird sicherlich noch in einem Fache des Theaterarchivs schlummern), welches der Berliner Akademie zugestellt und von derselben mit Zustimmung aufgenommen wurde, ihre Ansichten darüber nieder: wie die Antigone bei den Griechen aufgeführt worden sei und wie sie heute dargestellt werden müsse.“

Fragen wir uns einmal, wer von den heutigen Bühnenkünstlerinnen ihr das nachmacht!

Aber auch der Berliner Aufenthalt sollte bald ein Ende nehmen. Mit der Döbbelin'schen Bühne ging es mehr und mehr bergab, und der kluge Vater Schüler sah sich rechtzeitig nach einem anderen Wirkungskreise um. Und so verscrieb er sich denn im August des Jahres 1785 dem Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, der die Familie für ein Gehalt von 850 Rthl. engagierte und sie am 7. August in einer markgräflichen Equipage von Berlin abholen ließ.

Henriette, die jetzt im 14. Lebensjahre war, übernahm hier das Fach der Liebhaberinnen. Mit welchem Erfolge kann man daran sehen, daß ihr Porträt als Gurli, als „Margarethe“ in „Die Hagestolzen“ — (welche Rolle Iffland eigens für sie geschrieben haben soll) — gemalt und von ihr in der Rolle der „Galathea“ in „Pygmalion“ sogar eine Büste hergestellt wurde.

Leider läßt sich heute nicht mehr feststellen, wo diese drei Kunstwerke geblieben sind.

Da wurde in Schwedt der junge Tenorist Cunicke angestellt, und es dauerte nicht lange, da war es mit der Kindheit unserer Henriette vorbei, denn schon am 13. April des Jahres 1788 wurde im Beisein des Markgrafen in dem Hause Schloßfreiheit Nr. 20 eine fröhliche Hochzeit gefeiert, und die 16 jährige Henriette hieß von diesem Tage an Madame Cunicke.

Wir wissen, daß diese Ehe nicht lange gedauert hat, ebenso wenig ihre zweite und dritte, und auch die vierte, die unglücklichste von allen, endete mit einer Scheidung. Nur die dritte wurde durch den Tod des Gatten gelöst; zu der Zeit, als Henriette, wie an dieser Stelle schon einmal ausführlich geschildert worden ist, in einer Reihe von Rollen als anerkannte und in ganz Deutschland berühmte Tragödin am Stettiner Theater unter der Direktion Hans Heinrich Meyers Triumphe feierte.

Die Lüge

Novelle von Alfred Ratschinski

Wenn Grete Grooth auch recht oft ihren Lebenslauf schreiben mußte, so stand hinter und zwischen den Zeilen gleichsam ein Mädchen ohne Vergangenheit: Nesthäkchen eines Landpastors — „Genügend“ als Abgangszeugnis des Lyzeums — nur Betragen und Religion „sehr gut“ — wieder zu Hause das herzlich brave Aschenputtel für die älteren Geschwister, bis sie versorgt waren und der Vater starb. Die Mutter zog mit ihr nach Stettin — noch Haushaltungs- und Frauenschule — dann Haustochter und bald Stütze der Hausfrau auf Rittergütern. Das war ihre ganze Vergangenheit. Dazu die beigelegten Lichtbilder und Zeugnisse: Hübsch und reizend, appetitlich und begehrt, tüchtig und zuverlässig, überall gern gesehen, stellenweise unentbehrlich! Doch warum denn noch immer nicht geheiratet? Wahrscheinlich arm wie eine Kirchenmaus! Oder vielleicht noch zu anspruchsvoll und wählerisch? So sah sie allerdings nicht aus.

Nein; den eigentlichen Grund verriet kein Zeugnis, kein Lebenslauf, und es war ihr entscheidender Schicksalsfall. Zwar wußte sie längst, daß das Schicksal im Augenblick entscheidet. Entschied es jedoch allein, oder kam es auch auf den Menschen selber an? Wenn sie ganz klar und offen zurückblickte, konnte sie sich selber nicht ganz frei sprechen. Denn nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer hatten bald gewarnt, als der neue zweite Inspektor Heinrich von Ramin auf den Hof gekommen war: „Schwerenöter! Aufschneider! Draufgänger! Saugenichts!“ Auch ihre eigenen Zweifel hatten sich lange genug gewehrt. Wie war jener entscheidende Schicksalsfall denn überhaupt möglich gewesen?

Er schwört Liebe und verspricht Heirat, wenn er „seine Klitsche“ erbt. Sie glaubt, geliebt zu werden und treu warten zu müssen. Doch in dem Zwiespalt zwischen gutem Glauben an die baldige Erfüllung seines Versprechens und heimlicher Befürchtung, als „arme Kirchenmaus“ vielleicht auch diese Heiratsmöglichkeit zu verlieren, läßt sie sich überrumpeln. Zu spät erkennt sie, daß ihr Erwarten und sein Begehren mehr Lüge als Liebe waren. Trotzdem läßt sie das Kind auf seinen Namen Heinrich taufen, obgleich er längst nichts mehr von sich hören und sehen läßt. Sie wandert von einer Stelle zur andern, weil ihr ängstlich gehütetes Geheimnis durch kleine Zufälle, schadenfrohe Nachbarn oder Leuteklatsch überall früher oder später an die Sonne kommt. So wächst ihr Haß gegen den Mann und die Welt der Meinungen, die eine gleiche natürliche Tatsache mit zweierlei Maß messen. Zwar ist

Klein-Heini noch bei ihrer Mutter in Stettin geborgen. Aber aus ihrer Vergangenheit ist nur die alte Geschichte geworden. — — —

Da starb die Mutter. Die Geschwister wollten oder durften bis auf verschwiegene Almosen von dem Kinde ihres einstigen herzlichen Afschenputtels nichts wissen. Wohin mit dem Kinde? Für eine fremde Pflegestelle hatte sie weder das Herz noch das Geld, und für eine Stelle als gesellschaftlich gleichgewertete Stütze oder Hausdame mit Kind kam sie nirgends in Frage. Sie las verzweifelt alle möglichen Angebote und schrieb Bewerbungen im Uebermaß, ohne ihr Kind zu verschweigen. Umsonst! Wollten ältere, alleinstehende Herren sie vielleicht noch anstellen, so vermutete sie in ihrem gereizten Mißtrauen dahinter nur andere Gründe. Ach, in dieser verlogenen Welt der Meinungen blieb wohl nur noch die letzte Lüge übrig, junges, doppeltes Leben gemeinsam über Bord zu werfen! Die See war ja so nah und so tief!

Oder stellte sich wieder das Schicksal ihr in den Weg? In ihrer Heze zwischen Stellenvermittlung, Zeitungskauf und Briefkästen lief sie einem alten Herrn von Ramin geradezu in die Arme. Er war damals vor Jahren beim geselligen Nachbarverkehr zwischen den Gutshöfen stets liebenswürdig und ritterlich gewesen und hatte sie bis zur Eifersucht seiner Frau und seines Namensneffen Heinrich offensichtlich bevorzugt. Vielleicht wußte er, wo der verschollene Namensneffe nun in letzter Not zu finden war, ehe endlich das Gericht ihn peinlich suchen mußte.

Herzlich überrascht hielt er sie fest. In der Konditorei beichtete sie ihm alles. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: „Das sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich Ihnen nicht aus der Patsche helfen darf, Sie, armes, liebes Kind! Aber der taugenichtige Lummel soll mir noch einmal vor die Flinte kommen und mich noch nennen! Weiß nur seit Jahren nicht mehr, wo er steckt. — Halt! — Vielleicht schlagen wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn Sie mit der tollen Fritze einig werden . . .“

„Wer ist die tolle Fritze?“

„Ach, 'ne ganz verrückte alte Henne, obgleich sie meine richtige Base ist! Wir haben uns eben wieder 'mal halb krank gelacht über ihre neueste Anzeige, die wohl auch Ihnen nicht entgegen ist — — —“

„Welche Anzeige?“

„Na, in der letzten Sonntagsnummer! Allerdings unter den Stellenangeboten für Männer. Aber das wäre vielleicht was für Sie. Holen Sie sich gleich die letzte Sonntagsnummer, lesen Sie das verrückte Angebot wörtlich, stellen Sie sich darauf ein, ernennen Sie Ihr Kind einfach zu Ihrem Neffen, und ich schreibe der tollen Fritze einen Empfehlungs-

brief — halt! — lieber gleich hier auf der Stelle, damit mir zu Hause nicht meine teure Gattin dazwischenkommt. Sja, mein Kind, nicht bloß alte Jungfern sind noch päpstlicher als der Papst! — Ober! Herr Ober! Bitte ein Briefblatt mit Umschlag!“

Er schrieb, steckte heimlich auch einen Geldschein in den Umschlag, reichte den offenen Brief Grete Grooth und ließ sich baldige Antwort über ihren Erfolg oder Mißerfolg versprechen. Sie kaufte gleich darauf die letzte Sonntagsnummer der Zeitung und las, noch halb verwundert, halb ermuntert:

„Inspektor (in)

für mein Vorwerk gesucht. Mannweib bevorzugt. Junge Männer oder heiratslustige Damen ausgeschlossen. Bei Zuverlässigkeit Lebensstellung. Bewerbungen mit Zeugnissen und Lichtbild (Frauen in Männerkleidung) an Rittergutsbesitzerin Friederike von Ramin auf Boddenthien bei Wiehöst.“

Grete Grooth lachte wieder einmal nach langer Zeit. Doch warum sollte dieses gewiß sonderbare Angebot denn gleich toll oder verrückt sein? Wahrscheinlich hatte es seine Hintergründe. Oder war es schließlich nur eine Laune — ach, überall in der Welt regierten und triumphierten ja mehr die Launen und verschwiegenen Hintergründe als die nackte Wahrheit der Tatsachen. Hatte auch ihr diese Wahrheit nicht geholfen, vielleicht half ihr die Lüge weiter.

Im Augenblick stellte sie sich um. Sie setzte gleichsam alles auf eine Karte, opferte ihr hübsches Haar bis zum Herrenschnitt und kleidete sich männlich ein. Nein, ihr Gesicht konnte die frauliche Weichheit und mädchenhafte Süße noch nicht recht verbergen, war es auch gewiß schon herb und streng geworden. Groß und schlank, durch den heimlichen Gram und die letzte Heze fast überschlanke, eine tiefe Altstimme — vielleicht konnte sie mindestens das gewünschte Mannweib darstellen, wenn nicht gar einen Mann vortäuschen, ja sogar Mann mit Kind, was ja als das Gegenteil der Schande galt, die ein Mädchen mit Kind zu tragen hatte. Sie bewarb sich um jene fragliche Dauerstelle dort weit hinten an der zerrissenen Küste und wurde zur persönlichen Vorstellung aufgefördert.

Lange Fahrt. Ob sie unterwegs als Mann oder Weib angesehen wurde? Beifällige oder schmunzelnde Augen waren nicht recht zu unterscheiden. In ihrer Unsicherheit und Unruhe setzte sie die Sonnenbrille auf. Sie zog öfter als nötig den schwarzen Binder vor dem Sporthemd zurecht, die Jacke straff, den Hosengürtel höher und steckte die Hände in die Hosentaschen, wie sie es den Männern abgesehen hatte. Endlich jener ganz entlegene, welteiname Strand.

Die See bot auf silberner Schale die Küste dem Himmel dar. Der überließ sie den Menschen, die daraus ein Geschäft machen wollten. Konnte diese emsige Geschäftigkeit eine echte Natur verwandeln? Konnte diese Küste sonst unbekümmerter Sommerseligkeiten von menschlichen Meinungen, Launen und Lügen befreien? Ach, wieviel glückliche oder unglückliche Geheimnisse mochte auch dieser Strand hüten? Erhaben schwiegen See und Land.

Das Dorf Wiekhöft lag strandab an einer Bucht. Das letzte Haus vor diesem Binnenwasser war offenbar die Schule. Ein junger Lehrer brachte sie auf den richtigen Weg: „Sehen Sie — vor uns der Bodden — meine ausgebreiteten Arme die Landstraße — dort einander gegenüber Boddenthien und das Vorwerk Wiekhöft — dazwischen hindurch geht's in die Wief hinaus — dahinter in diesiger Ferne die Insel — manche Leute nennen sie die Künstlerinsel, andere die Liebesinsel . . .“

„Danke! Finde mich schon zurecht! Mein Name ist Grooth, Inspektor Grooth!“ Damit reichte sie ihm die Hand. Er schmunzelte ein wenig: „Ich heiße Grabow!“ Dabei hielt er ihre Hand etwas länger als üblich und nötig, als wollte er unwillkürlich feststellen, ob es eine männliche oder weibliche Hand wäre. Sie entzog ihm schnell die Hand und ging eilig weiter. Verwundert blickte er ihr nach.

Auf dem Hof in Boddenthien mußte sie sich zuerst bei dem Oberinspektor melden; der schickte sie in herzlicher, väterlicher Kameradschaft mit einem Mädchen „zur Gnäd'gen“ weiter: „Über Brust raus und Kreuz hohl, junger Mann! Für Ihren Namen sind Sie noch'n hübschen Lütt und schmal! Nehmen Sie auch die Brille lieber ab! Schon genug, wenn hier die Gnäd'ge kurz-sichtig ist!“

Friderike von Ramin saß in ganz männlichem Reitanzug am Schreibtisch und rauchte eine Zigarette. Nach der flüchtigen Begrüßung setzte sie einen Kneifer auf: „Bitte, kommen Sie näher! — Sie hielten es wohl gar nicht für nötig, mir ein Lichtbild zu schicken? Hielten wohl den Empfehlungsbrief meines Veters für ausreichend?“

„Nein, gnäd'ge Frau! Ich besitze kein Bild von mir in Männerkleidung, und Ihr Herr Vetter meinte, daß ich — —“

„Ach, was Meinungen und Männer! Uebrigens bitte, mich Fräulein zu nennen. War nie verheiratet. Hasse die Männer.“

„Ich auch, gnäd'ges Fräulein!“

„Nanu? Wieso denn, Sie junges Ding?“

„Weil ich auf den meisten Stellen zu oft gesehen und gehört habe, wie so viele Mädchen und Frauen von den Männern belogen und betrogen wurden.“

„Sehr richtig! Alle Männer taugen nichts — bis auf die seltenen Ausnahmen, die nur

die Regel bestätigen. Deshalb sehen Sie auch mich in Männerkleidung, nicht etwa in lächerlicher Nachahmung, sondern zur Betonung. Es geht auch ohne Mann! — Aber kommen Sie doch näher! Bin etwas kurz-sichtig.“

Sie musterte die Bewerberin von oben bis unten: „Ja — Jugend kann eben alles oder nichts anziehen und bleibt beneidenswert! — Nehmen Sie mal die Brille ab! — Sezen Sie mal die Müze auf! — — — So, machen Sie mal kehrt! — Ja — wissen Sie was? — Vielleicht die beste Lösung, wenn Sie drüben in der verwahrlosten Weiberwirtschaft von Wiekhöft überhaupt gleich ganz und gar wie ein Mann auftreten! Denn für ein Mannweib sind Sie mir noch zu jung.“

„Gnäd'ges Fräulein, ich bin älter und reifer als meine Jahre!“

„Unsinn! Wir können uns weder älter noch jünger machen, als wir sind, und im Grunde bleiben wir auch, was wir sind, trotz aller Verschleierung oder Verkleidung. Aber trauen Sie sich denn selber zu, schon eine gar nicht so leichte Männerstelle und Männerrolle zu übernehmen? — Bitte, nehmen Sie Platz! — Rauchen Sie?“

„Nein, danke! Hab' noch niemals geraucht!“

„Ja — wenn Sie hier und drüben als Mann aufkreuzen wollen, werden Sie sich ein paar männliche Laster angewöhnen müssen. Die Federn allein machen noch keinen Vogel. Also stecken Sie mal 'ne Zigarette in Ihren noch so verräterisch süßen Schnabel!“

Grete Grooth bemühte sich um die Stelle und die gewünschte Männerrolle. Die alte Dame forderte weiter: „Bitte, erzählen Sie Ihre Vergangenheit! Ich meine das, was man weder im Lebenslauf noch in Zeugnissen schreibt.“

„Gnäd'ges Fräulein, ich hab' keine Vergangenheit, hab' vielmehr für eine Zukunft zu sorgen, nämlich für meinen verwaisten Nessen, der schon im Frühjahr die Schule anfangen soll.“

„Ist's ein Kind der Ehe oder Liebe?“

„Ach, ein Kind der Lüge!“

„Unsinn! Kinder sind die nackteste und letzte Wahrheit in dieser verlogenen Welt der Verschleierungen und Verkleidungen. Ich wollte, ich hätte ein ganzes Duzend! Und wenn auch nur ein einziges — ich wäre glücklicher!“

„Vielleicht auch nicht, gnädiges Fräulein! Meine Schwester war todunglücklich; denn eine Lüge brauchte die andere, um die sogenannte Schande zu verheimlichen, bis sie über Bord ging. Und wenn auch noch ahnungslos, auch der arme, kleine Junge lügt sich und mich in die verlorene Wahrheit zurück, indem er nun eben mich Mutter nennt.“

Die alte Dame blickte leer zum Fenster hinaus: „Ach, so natürlich! So'n armes, unschuldiges Kind will doch wenigstens eine Mutter haben, wenn's schon keinen Vater hat. Wenn ich nur erst meinen Lummel endlich Sohn nennen könnte — oder er mich endlich Mutter und nicht Tante, Erbtante! Ich wäre glücklich. Noch besser — mein blutseigenes Kind auch ohne Ehe! Und ich wäre nicht über Bord gegangen, sondern hätte die sogenannte Schande mit Würde oder Lachen getragen.“

Grete Grooth wagte schon zu schmunzeln: „Aber, gnäd'ges Fräulein, wenn man die Männer so haßt wie Sie und ich . . .“

„Halt! Keine Regel ohne Ausnahme! Mir ist nur der Richtige einst über Bord gegangen, und aus Trotz hab' ich keinen andern geheiratet, sondern jedem andern den Kopf verdreht, als ich noch so jung und hübsch wie Sie war. Ach, Sie, Kind einer neuen Zeit, können Sie sich die tödliche Lüge überhaupt noch vorstellen, daß ein edler Mann und ganzer Kerl damals für mich nicht standesgemäß sein sollte, weil er ohne „von“ und kein Offizier war? — Na — vorbei! — Ja, zur Sache! — Also drüben auf Wiekhöft ist mein großer Geflügelhof, das Jungvieh, die Schäferei und eine kleine Milch-wirtschaft. Keine Ackerwirtschaft. Nur Dauerweide. Nur ein Pferd für den Milchwagen und ein Reitpferd für den Verwalter. Können Sie reiten?“

„Jawohl, gnäd'ges Fräulein, schon seit meinen Kinderhöschen. Mein Vater hatte meistens vier Pferde.“

„Können Sie auch schießen? Sie müßten nämlich das Raubzeug vom Hühnerhof weg-schießen. Aber Hauptsache: dort die Weib-sleute an der Kandare halten! Deshalb will ich's dort eben einmal mit einem weiblichen Inspektor versuchen. Die Mannsleute mußte ich dort früher oder später wechseln. Sie lang-weilten sich dort bald, saßen entweder im Dorf-trug oder machten die Weib-sleute verrückt. Der letzte trieb beides am Schlimmsten — dieser noch ganz verwahrloste Sprößling eines weit-läufigen Namensvetters von mir; und dem Taugenichts soll ich dereinst das ganze Gut hinterlassen? Noch hat er nirgends bewiesen, daß er ein ordentlicher, tüchtiger Kerl geworden ist. Warf ihn auch hier von Wiekhöft raus und ein paar dumme oder unglückliche Mädchen dazu. Was — dabei werden Sie noch rot? Sie haben diese alte Geschichte ja schon oft genug gehört und gesehen, wie Sie sagten — — —“

„Jawohl, gnäd'ges Fräulein; aber mich empört diese alte Geschichte nur immer wieder!“

Friderike von Ramin steckte sich eine neue Zigarette an. Grete Grooth saß in der pein-lichsten Verlegenheit zwischen Lüge und Wahr-heit. Ach, warum hatte sie ihre Lüge über-haupt angefangen? Vor dieser alten, über-

legenen Frau, die ihren Spitznamen „tolle Fritze“ kaum verdiente, wäre sie mit der Wahr-heit vielleicht besser zum Ziel gekommen. Denn einmal mußte die Wahrheit ja doch an die Sonne kommen, und dann war es vielleicht zu spät. Doch wie nunmehr aus der angefangenen und vielleicht bald alles verschmerzenden Lüge zur Wahrheit zurück? — Da fing die Guts-herrin schon den Abschluß eines mündlichen und schriftlichen Vertrages an, bis sie schloß: „Also, Inspektoren, dann will ich's mal mit Ihnen versuchen. Ich sag' Ihnen ganz offen: Sie gefallen mir. Aber enttäuschen Sie mich nicht! Kommen Sie mit Sack und Pack und Ihrem kleinen Neffen nach Wiekhöft, und dort treten Sie dreist als Mann auf, mindestens als Mannweib. Meinetwegen und Ihretwegen mag jeder denken, was er will. Wenn wir Männerstellen ausfüllen, können wir uns auch männlich kleiden. Verraten Sie sich aber dann einmal, daß Sie doch nur ein Weibchen sind — Sie werden schon verstehen, wie ich das meine —, dann ist der Respekt zum Teufel und Ihre Stellung unmöglich. Verstanden?“

„Jawohl, gnäd'ges Fräulein, wenn auch nicht ganz; denn ich selber habe vor Ihnen mehr Respekt, als wenn Sie ein Mann wären.“

„Na, na, Sie, kleine Schmeichlerin, wenn auch einer alten Frau mit verpuschtem Leben eine kleine Schmeichelei noch ein bißchen wohl tut! Aber ich bin etwas mißtrauisch ge worden und rate Ihnen, es auch zu sein. Des-halb kaufen Sie nicht die Rahe im Sack. Sehen Sie sich das ganze Wiekhöft zuerst überhaupt mal an. Wir könnten kurz und schnell hinüber-booten. Aber — bin etwas wasserscheu, wenn's windig ist. Also reiten wir eben um den Bodden 'rum.“

„Gnäd'ges Fräulein, in diesem Anzug kann ich schlecht reiten.“

„Werd' Ihnen natürlich anderes Zeug ver-passen. Bitte, kommen Sie mit!“

In einem Ankleide- oder Schrankzimmer suchte Friderike von Ramin ihren „jüngsten“, d. h. einstigen Reitanzug hervor, der ihr nicht mehr paßte. Grete Grooth fing an, sich um-zuziehen, und fühlte deutlich die prüfenden Augen der alten Dame, die bald lachte: „Nein, nein! Wenn das auch nur einer oder eine auf Wiekhöft sieht oder ahnt, wie hier das süßeste Mädchen mit langen Seidenbeinen in Männer-hosen steigt, dann ist der Respekt vor dem In-spektor futsch! Denn keine Lüge hat lange Beine oder gar Ewigkeitsfüße.“

Grete Grooth versuchte noch einmal krampf-haft zu lachen: „Ja, gnäd'ges Fräulein, trotz-dem wollte ich's mit meinen langen Beinen versuchen, aber ich kann auch in diesen Hosen nicht reiten, weil sie mir zu kurz und zu weit sind. Doch, bitte, glauben Sie mir, daß ich wirklich reiten kann!“

„Na, dann reiten wir eben nicht. Ich glaub's ja schon, daß Sie die Richtige sind. Nur Sie selber sollten sich noch überzeugen. Also wenn Sie wollen, dann kommen Sie meinetwegen unbesehen mit Ihrem kleinen Neffen nach Wiekhöft, bis Sie doch einmal heiraten oder das Kind versorgt haben!“

Grete Grooth mußte sich setzen; denn sie weinte erlöst und wollte es teils beim Wiederumkleiden, teils hinter dem Taschentuch verstecken. Die alte Dame schlug die Hände zusammen: „Aber, Inspektorchen, ganz unmöglich! Worumher weinen Sie denn so plötzlich?“

„Ueber — Ihre — Güte — — —“

„Ach, Sie kleine Schmeichlerin! Uebrigens — ein Mann weint nicht; ein Mann hat keine winzigen Spizentaschentücher — nein! Wo nur wieder mein Taschentuch steckt? — — — Entschuld'gen Sie 'nen Augenblick! — Werde draußen gleich den Kaffee bestellen — — —“ Es war nicht zu unterscheiden, ob sie hinter der Tür verhalten lachte oder weinte, und Grete Grooth ermannte sich wieder. — — —

So kamen Grete Grooth und Klein-Heini nach Wiekhöft. Ein einsamer Hof auf der kalten Landzunge zwischen Wiek und Bodden. Landwärts der Strandwald und das Dorf. Seewärts die Insel. Wie hatte der junge Lehrer doch gesagt? Künstler- oder Liebesinsel? Einerlei! Kunst und Liebe waren ja nur für glückliche Leute da, die Zeit und Geld hatten und nicht in verkleideter Lüge, sondern in nackter Wahrheit lebten.

Hatte der neue Inspektor schwache Augen, weil er eine Sonnenbrille trug? — War der kleine, lebendige Prachtbengel wirklich nur sein Neffe oder gar sein Kind, weil man noch abwechselnd oder sonderbar durcheinander die Anrede „Tante“, „Mutti“, „Bati“ oder gar „Tante Mutti“ hörte? — Nein, um schon verheiratet gewesen zu sein, dazu war der junge Mann ja noch viel zu jung! — Aber er fing gleich ein großes Aufräumen und Reinmachen an, wie es keine Frau hätte besser tun können. Ola, die alte Wirtschafterin, schüttelte den Kopf. Sie hatte hier schon viele Inspektoren kommen und gehen gesehen. Aber noch keiner hatte in allen Winkeln und Ecken das unterste so zu oberst gekehrt und selbst in Frauensachen so genau Bescheid gewußt wie dieser junge „Neue“ trotz seiner bebrillten Augen. Was sollte daraus werden? Die Mädchen murrten und knurrten jetzt schon über diese Mehrarbeit, wenn er sie auch zu belohnen versprach. Dazu zischelten und tuschelten sie, wenn auch nur hinter seinem Rücken, und sie fragten den hübschen, kleinen Jungen aus: „Heini, ist das nun dein Vater, deine Mutter oder deine Tante?“

Der kleine Mann, der hier vom ersten Augenblick an der eigentliche kleine Herr im

Hofe war, antwortete selbstbewußt: „Er ist mein Bati und Mutti!“

„Aber, Heini, Bati und Mutti sind doch zwei!“

„Nein! Meine Oma ist tot. Mein Bati und Mutti ist tot. Mein Onkel und Tante ist tot. Er hat gesagt: er ist mein Bati und Mutti!“

„Und wie sagst du zu ihm am liebsten?“

„Am liebsten sag' ich Mutti!“

Halb weiblich verständnislos, halb mütterlich verständnisvoll blickten die Mädchen den kleinen Jungen und einander an.

Am Morgen klopfte Ola wieder in alter Weise an die Schlafstube: „Herr Inspektor! Das Rasierwasser!“ Grete Grooth planschte schon am Waschtisch, warf erschreckt den Bademantel über und stotterte: „Taja — danke! — Bitte — stellen Sie's nur in die Wohnstube! — Bin noch gar nicht angezogen!“ Ola ließ sich nicht so leicht abweisen: „Ach, Herr Inspektorchen, ziehen Sie sich man nich so! Bin ja schon 'ne olle Frau, die vor 'nem hübschen jungen Kerl nich' mehr rot un' blind wird!“

„Na, ja, liebe Ola, dann geben Sie schon her!“

Ola wunderte sich etwas über den glatten, weißen Arm in der Türspalte. Nachdem Grete Grooth ihr Schlafzimmer aufgeräumt hatte, kam sie wieder als Mann zum Vorschein: „Ola, nur Sie dürfen in meine Schlafstube hinein, sonst niemand! Verstanden?“

„Versteh' schon, Herr Inspektorchen! Auch sonst wird die alte Ola schon beide Augen zudrücken, wenn's mal drauf ankommt!“

„Nicht nötig, Ola! Wird nie drauf ankommen!“

Ola ging brummend in die Küche zurück: „Ja, das sagen die jungen Kerls alle, und hinterher sagen sie: Ola, sei still!“

Bald war ganz Wiekhöft wie frisch gewaschen und aufgebügelt. Nichts mehr wurde vergessen, verbummelt, vergeudet, gestohlen. Der „Neue“ war überall vorn und hinten, führte genau Buch über jeden Pfennig, jedes Pfund und Liter, war beinahe so peinlich sorgfältig und sauber wie ein feines junges Mädchen, redete sehr wenig, blieb meistens still für sich allein und regierte das ganze Vorwerk mehr mit den dunkel bebrillten Augen. Damit waren die Mädchen jedoch nicht recht zufrieden. Zwar wollten sie dem hübschen jungen „Kerl“ zu liebe fleißiger und gefälliger als früher sein, und feierabends oder Sonntags zogen sie sich auch besser an als bisher. Aber „er“ blieb gar zu still für sich allein, wahrte den Abstand und streichelte allenfalls einmal dem hübschen, noch kindlichen Jungmädchen den Scheitel oder die Wangen. Gewiß ließ die Arbeit kaum Zeit für persönliche Annäherungen; aber nichts als Arbeit, das war kein Leben auf dem Hof. Immerhin brachte der Inspektor für Ola und die Mäd-

den ein paar Süßigkeiten und für den alten Schäfer Tabak und Schnaps aus dem Dorf mit, wo er ein paar Bekannte hatte, den Lehrer Grabow und dessen Freund, den Doktor, den Förster und — wer weiß — vielleicht auch schon ein Mädchen, weil er seine Hofmädchen ja kaum ansah. Die Gnädige kam zur ersten Besichtigung nach Wiekhöft und schmunzelte in doppelter Befriedigung: „Na, also, Inspektoren, es geht auch ohne Mann!“ Aber sie nahm Klein-Heini zum Gutshof mit, weil ihr der hübsche, zutrauliche kleine Kerl sehr zu gefallen schien, und nun war es noch stiller als vorher auf dem Wiekhof. — — —

Als Grete Grooth wieder einmal weggeritten war, gingen die Mädchen zu Ola in die Küche. Das zweite Milchmädchen stemmte die drallen Arme auf die prallen Hüften: „Ola! Wir wollen endlich wissen, ob unser Inspektor Männchen oder Weibchen ist.“

„Was wollt ihr wissen? Ihr seid wohl verrückt geworden! Wie kommt ihr überhaupt auf euren Blödsinn?“

„Na, ist er nicht zimperlich wie 'ne alte Jungfer? — Sieh doch seine Hände und Füße! Viel zu klein für einen Mann! Und seine Stimme klingt auch nicht gerade sehr männlich, wenn er überhaupt das Maul aufmachen tut. Na, und wenn er ein richtiger Kerl wär', dann hätt' er sich schon längst eine von uns ausgesucht. Häßlich sind wir doch alle nicht!“

Ola behielt den Mund offen: „Aber, Kinder, laßt ihn doch so, wie er ist! Er läßt ja auch euch so, wie ihr seid. Und mir gefällt er gerade — raucht und trinkt nicht — lieber Blumen statt Tabak — lieber Gemüse und Früchte statt Fleisch — lieber fängt er beinah' wie 'ne Mutter den kleinen Heini in Schlaf — — —“

Schon lachte die ganze Gesellschaft wieder durcheinander: „Na, siehst du? Eben kein richtiger Mann! Vielleicht überhaupt gar kein Mann, sondern — — — tja, wie nennt man so'n Zwischending?“ Das Mädchen vom Geflügelhof hielt sich für feiner und klüger als die andern: „Das werd' ich euch sagen! Was kein Hahn, kein Huhn ist, das heißt Kapaun, und diese Zwischensorte wird fetter als die beiden richt'gen Sorten. Seht doch hin, wie unser Inspektorchen hier schon hübsch rundlich geworden ist!“ Da strich Ola ihre grauen Haarsträhnen hinter die Ohren: „Na, wozu bin ich denn da? Sah er nicht blaß und mager genug aus, als er herkam?“ Das erste und derbste Milchmädchen machte eine wegwerfende Handbewegung: „Ach, der Vorige war mir lieber! Ein frecher, toller Kerl! Ja, da war auch noch Leben in der Bude. Denn ewig und drei Tage bloß Küche melken und Milch rüber booten, das ist doch kein Leben und kein Lebenszweck!“ Ola schüttelte den Kopf und warf die ganze Gesellschaft aus der Küche hinaus.

Draußen schmiedeten die Mädchen Pläne, wie sie hinter das Geheimnis ihres Inspektors kommen konnten. Als Mittel zum Zweck wollten sie zwei Versuche unternehmen, den ersten sofort am Strande, den zweiten gelegentlich im Hof oder Garten.

Es war Sonnabend. Der frühere Feierabend befriedigte die Welt. Da kam Ola erregt in die Inspektorwohnung: „Ach Zeit, ach Zeit, Herr Inspektorchen, nun sind die Mädels ganz verrückt geworden! Sie baden splitternackt am Dorfstrand, haben Sie gesagt, und die Jungkerls vom Dorf werden wohl gleich dabei sein.“

Grete Grooth dachte an ihre Pflicht, „hier die Weibskente an der Randare zu halten“, ließ von dem alten Schäfer ihr Pferd satteln und ritt an den Dorfstrand. Die Mädchen planschten und kreischten, als sie ihren Inspektor kommen sahen, taten etwas verschämt und versteckten sich kaum. Das Jungmädchen starrte unschuldig aus dem Wasser den Inspektor zu Pferde an.

„Mädels, seid ihr denn verrückt geworden? Habt ihr denn keinen Strand bei unserm Hof? Habt ihr denn keine Badeanzüge? — Dort hinten lauern die Dorfjungen ja nur darauf, daß ich hier wieder wegrote. Schämt euch was! Zieht euch an und badet allein an unserm Strand! Sofort anziehen und nach Hause! Wer nicht gehorcht, geht morgen vom Hof!“

Am Sonntag erzählte Ola dem Inspektor von dem Streit der Mädchen um ihn. Grete Grooth lachte noch. Ola erzählte auch von dem Vorgänger Heinrich von Ramin tolle Dinge. Weshalb aber wechselte das Inspektorchen dabei gleich die Farbe, um Ola das Wort abzuschneiden?

Grete Grooth trug ihre Verstimmung zur äußersten Strandspitze zwischen Wiek und Boden. Den alten Schäfer mit seiner Herde ließ sie als Posten zwischen Strand und Hof zurück. Wenn jemand in die Nähe käme, sollte er warnend pfeifen. Er grinte herzlich: „Ach, Herr Entspekter, man keene Angst nich! Een hübsch' jung' Keerl moakt ook ohn' Kleeodoasch de Mäkens gar nich' rot. So wat sind denn junge Keerls un' junge Mäkens da? Bloß tum Wasstöchenspeelen? Nä, tum Gripenspeelen! Wenn ook ic' noch een Jungkerl weer, denn nicht ic' mi een' Leewste gripen un' höden un' hier nich' domme, ohle Schoap höden!“ Sie lachte zwar mit, aber nur mit den Lippen. Denn diese einfache Bemerkung des alten Schäfers enthüllte ihr wie ein Blitzlicht seine und ihre ganze Freudlosigkeit, seine natürliche Wahrheit und ihre verkleidete Lüge.

Auf der äußersten Strandspitze gab sie sich ganz der Sonne preis. Wie das wohl tat, wieder einmal ganz nackte Wahrheit zu sein! Doch ringsum lächelte schon der Spätsommertag wehmütige Wonne. Ach, was war denn Wahrheit?

Natürliche Selbstverständlichkeit! Und was war denn Freude? Besonnte Seelenbindung! Ja, nur ein Mensch, ein geliebter Mensch und Mann neben ihr und das Kind vor ihr, und sie wollte wunschlos glücklich sein! Sie hörte in dieser großen, göttlichen Natur alles Leben nach Erfüllung streben, laut oder stumm rufen und schreien. Wenn diese Erfüllung nur Liebe war, dann war ja wieder das Paradies auf Erden, das Evas erste Lüge verlor! Doch die Lüge verkehrte alles ins Gegenteil, alle Paradiese in dornige Aecker, Natürlichkeiten in Schande, Süße in Bitterkeit, Liebe in Haß, Freude in Schmerz, unschuldige Offenheit in schuld bewußte Heuchelei. Nur die Lüge machte aus paradiesischen Möglichkeiten höllische Katastrophen.

O, lieber Gott im Himmel, wenn du überhaupt da warst und dich um die kleine Erde kümmerdest, warum und wozu diese ewige Kette der Lügen und nicht die verschwenderischen Gegebenheiten der nackten Wahrheit und paradiesischen Schönheit auf Erden? — Mit dieser Frage quälte sie sich in der inneren und äußeren Unwahrhaftigkeit ihres Daseins und dem steten Gefühl der Unsicherheit und Unruhe. Zwar wußte sie schon längst, daß nur die übereinstimmende innere und äußere Wahrhaftigkeit Ruhe und Sicherheit zu geben vermag, wenn diese Wahrheit unter Umständen auch nicht mit den jeweils geltenden Weltmeinungen übereinstimmte. Doch wer oder was gab ihr dieses höchste Glück des paradiesischen Friedens mit sich selbst?

Pfeift da nicht schon der alte Schäfer? Sie richtet sich auf, um über Sand und Busch zurückzublicken. Außer Schäfer und Herde nichts zu entdecken. Doch für alle Fälle lieber gleich in den Badeanzug hinein! Da erblickt sie die kleine Segeljacht, woher das Pfeifen, Rufen, Winken kommt. Sofort liegt sie wieder am Boden, um schnell in den Bademantel hineinzukriechen.

„Hallo, Herr Grooth! Kommen Sie mit zur Liebesinsel?“

Sie liegt wie gelähmt. Haben die beiden Männer im Boot sie überhaupt erkannt? Vielleicht an der Sonnenbrille, die diesmal ausnahmsweise dem eigentlichen Zweck diente? Oder haben sie noch mehr gesehen? — Sie staken an den flachen Strand heran und nehmen sie mit, nachdem sie schnell wieder in ihrem Männeranzug steckt. Mit keinem Wort, mit keiner Miene verraten die beiden Freunde, ob sie nur prüfen oder schon wissen.

Ringsum eine riesenhafte, göttliche Ver-schwendung himmlischer und irdischer Schönheit. Die See schwelgt in verhaltener Urkraft und Leidenschaft. Das Boot legt unter dem grünen Schopf der Liebesinsel an. Grabow schlägt vor: „Zuerst hier schwimmen und dann

ins Dorf zum Kaffee oder umgekehrt?“ Sie wendet ein: „Hab' weder Badeanzug noch Geld bei mir!“ Die beiden Männer schmunzeln sonderbar. Der Doktor, wie jeder Arzt mit oder ohne Titel auf dem Lande genannt wird, bemerkt dazu: „Wir sind ja unter uns Manns-leuten, Herr Grooth, und Geld habe ich genug bei mir.“ Sie dreht ab: „Aber es könnten hier ja immerhin andere Leute vorbei kommen.“ Der Doktor schmunzelt wieder so eigentümlich: „Na, wenn schon, dann nehmen Sie, bitte, meinen Trikot! Ich schwimme am liebsten netto und franko weit draußen.“ Damit steigt er in die kleine Kajüte hinab. Bald springt er aus seinem Bademantel wie ein Blitz über Bord. Grete Grooth beißt sich auf die Lippen, wird wider Willen rot und blaß und weiß noch nicht, wie sie aus der Klemme kommen soll. Haben die beiden Männer sie nur in eine Falle gelockt? Mit der Absicht, dieselbe Untersuchung und Feststellung machen zu wollen, wie Da es von den Hofmädchen erzählt hat? Vorerst findet sie keine andere Befreiung aus der peinlichsten Verlegenheit, als über Bord an Land zu springen.

Seelenruhig und sorgfältig trägt Grabow ihren Bademantel und ihr Buch in die Kajüte hinab, wo er bald heraussruft: „Sie haben einen sehr hübschen, eigentlich weiblichen Bademantel. Er riecht auch mehr nach dem schönen als nach dem häßlichen Geschlecht, und aus seiner Tasche guckt sogar ein sehr niedliches Spitzen-taschentuch hervor — wahrscheinlich noch von ihrem hübschesten Hofmädchen, dem Sie den Mantel gewiß geliehen hatten.“ Sie spürt, daß sie rot wird. Spöttelt er noch, weil er schon weiß? Sie will noch ablenken: „Ja, ja, ganz recht! Dem hübschen Jungmädchen hatte ich den Mantel gegeben.“ Aber sie ringt schon mit sich selbst. Wo ist der beste, richtige, einzige Ausweg aus dieser Männerfalle? Der Mann gefällt ihr wider Willen in seiner urgesunden Kraft und natürlichen Klarheit. Ein mindestens netter, ganzer Kerl! Wird ihr Versteckenspielen vor ihm nicht lächerlich? Womit lenkt sie ihn jetzt nur von sich ab?

„Herr Grabow, bitte, warten Sie nicht auf mich! Schwimmen Sie ruhig Ihrem Freunde nach! — Ja, wie sind Sie beiden ziemlich verschiedenen Männer überhaupt so gute Freunde geworden?“

Er brummt aus der Kajüte heraus: „Ach, ganz einfach! Bis zum Abiturium drückten wir dieselbe Schulbank, und dann hatte sein Vater mehr Geld als meine Mutter, so daß es für ihn zur Medizin und für mich nur zur Pädagogik reichte. Aber wir haben beide trotzdem auch der inneren Wahrheit entsprochen. Aus mir wäre nie ein rechter Arzt geworden und aus ihm niemals ein rechter Schulmeister. Er ist nicht kinderlieb. — Sind Sie denn mit Lust

und Liebe Landwirt und Inspektor? — Eben steige ich hier nur Ihretwegen in meinen Tritot hinein. — So. Fertig. Nun steht Ihnen hier unsere feuchte Junggesellenbadezelle zur Verfügung. — Uebrigens — steigen Sie auch zu Hause in die Badewanne stets nur mit Tritot und Schutzbrille?“

Nein, aus dieser Falle entkommt sie hier nicht mehr; aber so kann sie sich nicht über-rumpeln lassen. Hier muß sie selber und frei-willig aus dem Schein ins Sein zurücksprin-gen, um das angefangene Spiel in der Hand zu behalten. Schnell die Verkleidung herunter! Die Brille weg! Der Badeanzug ist ja schon am Leibe. Und sie lacht etwas krampfhaft: „Nein, so umständlich und langsam wie Sie bin ich gar nicht! Bin auch hier draußen schon fix und fer-tig!“ Er kommt hervor und blickt sie kaum ver-wundert an: „Na, also! — Jeder Zoll ein Weib, sagte mein Freund bei Ihrem ersten Anblick. — Weshalb verstecken Sie sich denn hinter Männerkleidung und Brille?“

„Die Gnäd'ge wünscht meine Verkleidung.“

„Eja — das sieht der tollen Fritze ähnlich. Aber Gott sei Dank, daß wir klugen, launischen Menschein nicht seine Schöpfung verwandeln und verleugnen können, sonst wäre die Welt schon längst aus dem Leim gegangen. Auf die Dauer können wir überhaupt keine Tatsache durch Meinungen bemänteln. — Bitte, bringen Sie Ihr Zeug gleich mit! In der Kajüte liegt es sicherer und besser als draußen.“

Sie kommt zum Boot zurück: „Herr Gra-bow, zuerst müssen Sie mir nun in die Hand versprechen, mich nicht zu verraten. Oder haben Sie und Ihr Freund es schon getan?“

„Wie sollten wir denn dazu kommen? Wir können Ihnen doch nicht den geringsten Nach-teil wünschen, sondern nur das Gegenteil. Wenn Sie aber so mißtrauisch sind, dann möch-te ich es Ihnen lieber gleich auf den Mund versprechen — — —“

„Nicht nötig! In die Hand genügt.“

„Aber doppelt hält besser!“

„Danke! Bei Ihnen genügt mir das ein-fache Manneswort, obwohl ich die Männer grundsätzlich und ohne Ausnahme hasse.“ Da-mit springt sie über Bord, als springe sie wieder in die freie, offene Wahrheit zurück oder in eine neue Welle der Lüge hinein. Er springt und schwimmt ihr nach: „Wissen Sie schon, daß nirgends an der ganzen Küste das Wasser so klar und rein ist wie hier an der Liebes-infel?“

„Ach, sagen wir doch lieber Künstlerinsel! Nur dann, wenn Liebe so klar und rein wie dieses Wasser wäre, wo man wirklich bis auf den Grund sehen kann, würde ich auch den an-deren Namen gelten lassen.“ Er legt sich auf den Rücken und blickt sie groß an: „Sie haben recht; denn nur Natur und Liebe lügen und trügen

nicht.“ Schweigend schwimmen sie dem Doktor nach. Grete Grooth hat jede Unsicherheit und Unruhe verloren. Nur noch die letzte heimliche Scheu und Scham blicken nach dem aufstau-enden nackten Schwimmer: Dort schwimmt die nackte Wahrheit! Die nackte Wahrheit? —

Drei Freunde segeln zurück. Leidet diese neue Kameradschaft jedoch nicht schon an dem heimlichen Stich der Eifersucht, weil eine Frau zwischen Freunde gekommen ist? — — —

(Schluß folgt.)

Heimatschutzfragen*)

Von Martin Keepel

3. Das Gotteshaus als Gemeinschaftshaus.

Was ich hier schreibe, hat mit religiösen Fragen gar nichts zu tun. Vielmehr handelt es sich um die Feststellung einer Tatsache, die der Vergangenheit angehört, die uns Alten auch durchaus geläufig erscheint, von einer jüngeren Generation aber vielfach übersehen wird. Es ist die Tatsache, daß die Kirche einst im Gemeinschaftsleben, ja, man kann sagen, im Volksleben, eine beachtliche Rolle gespielt hat. Dabei, bitte ich, „Kirche“ fast ausschließlich als Gebäude und Raum aufzufassen.

Schon äußerlich ist sie durch Lage und Ge-stalt hervorgehoben, ist sie in der alten Stadt wie im Dorfe Blickpunkt und damit Sammel-punkt, ganz abgesehen davon, daß ihr die Glocke auch eine rufende, mahnende Stimme gibt. Und nicht unwichtig ist die Rolle, die sie als Gemeinschaftsbau gespielt hat, weniger auf dem Lande in späterer Zeit als in den mittelalter-lichen Städten, in denen die gewaltigen Bürger-kirchen — in Stralsund, Greifswald, Star-gard, die repräsentativen Wünsche der Allge-meinheit verwirklichten oder zähe zu verwirk-lichen suchten. Der Gemeinschaftsgedanke dürfte aber auch in den frühen Zeiten dörflichen Kirchenbaues — ich erinnere auch an die Wehr-kirchen — lebendig gewesen sein, und erst eine spätere Zeit hat mit der Verlagerung der Ver-pflichtung zu Bau und Erhaltung auf ver-schiedene Interessengruppen, wie adlige Pa-trone, bäuerliche Gemeinden, Regierung u. a. m., den am kirchlichen Gebäude haften- den Gemeinschaftsgedanken zu Tode „ver-waltet“.

Rund um die Kirche der Kirchhof! Und das bedeutet viel, sehr viel. Denn wie er zum ewigen Schlafe die Gemeinschaft der Toten sammelt, vereint er sonntäglich noch vor dem Portal des Gotteshauses die Lebenden. „Kirch-gang“ heißt, daß alle einander sehen, daß man sich in der Kirchgangstracht bewundert, daß

*) Die beiden ersten Aufsätze dieser Reihe er-schienen im Jahrgang 1935 in den Hefen 1 und 2 und handelten 1. Von der Reklame, 2. Von Ehrenmälern und Freiluftmuseen.

man die Neuigkeiten austauscht, und dann wandert der eine oder der andere noch zwischen den Gräberreihen entlang, hier einen Verwandten, dort einen kürzlich verstorbenen Freund zu grüßen. Und wie sie so aufgereiht liegen unter den Augen der Gemeinde — nicht draußen vor dem Ort, wo später ein Stück mageren Bodens billig gekauft wird — sondern hier, unter den Augen der sonntäglichen Gemeinde, da wird der Friedhof zur Weihstätte und — zur Ahnentafel . . . Verehrt und — gepflegt!

Denn die alten Eichenmäler halten gut ihre zwei Generationen aus und noch länger, wenn man sie pflegt. Sie und die Steilmäler, die heimische Handwerkskunst schuf unter den Augen und im Geist der Gemeinschaft. Handwerkskunst ist Gemeinschaftskunst, Sprache aller, wenn auch über den Alltag hinausgehoben, und darum oder, sagen wir schon, trotzdem allen verständlich.

Und nun der Kirchenraum! Das ist der Raum, der zu Zeiten die ganze Gemeinde, Männer und Frauen, Junge und Alte, in sich birgt, der durch nichts — damals! — zu ersetzende Gemeinschaftsraum. In ihn wächst man hinein, vom ersten Kirchengang her, bis dem müden Greis während der Predigt die Augen zufallen, ein Vorschlaf vor dem ewigen Schlaf. Und er läßt sie erleben, die Gemeinschaft, im Werden und Vergehen und trotzdem in ihrer Beständigkeit, im Wandel der Geschlechter und doch in ihrer Gegenwärtigkeit.

Am Anfang war der Raum und war das Notwendigste darin zum — man verzeihe das Wort und den Vergleich — Gemeinschaftsempfang der Predigt. Aber ist das alles? Nimmermehr! Sammelte nicht der Raum als Teilnehmer an der Freude einer Familie meist die ganze Dorfgemeinschaft — einst! — wie als Mittrauernde nach Todesfällen! Aber Freude und Dankbarkeit gegen Gott wollen sich auch in anderer Weise noch offen allen zeigen, der ganzen Gemeinde. Und sie sind es nun, die den Raum füllen und schmücken helfen. Einen Kronleuchter fertigt der Schmied und wendet seine ganze Geschicklichkeit daran, versieht ihn mit der Jahreszahl und den Namen des ihn stiftenden Ehepaars. So wandert ein silberner Becher auf den Altar, schmücken auf einmal bunt bemalte Scheiben die Chorfenster. So baut die Freude Jahr um Jahr, Jahrhunderte, an der Kirche und mit ihr nicht minder eifrig das Leid. Lies, was an den Epitaphien steht, prüfe, was dir das mächtige, von der Decke herabhängende Motivschiff sagen will! Siehe die Orden und Ehrenzeichen des Kämpfers von 1813/14 dort an der Wand!

Aber freilich, nicht dir, dem Fremden, ist das alles zugehört. Hier ist das große Haupt-

buch gemeindlichen Erlebens vor der Gemeinde selber ausgebreitet. Gewiß, der Pfarrer spricht, und man soll zuhören. Aber oft ist die Sprache der Dinge eindringlicher als die des Menschen. Und ihre Sprache ist nicht minder Gotteswort und darum wertvoll. Und da schweifen die Gedanken ab und in die Vergangenheit. Das sind Großvaters Orden! Daß die hier hängen und jeder sieht sie! Und ein Großoheim schnitzte das Schiff! Und so leben sie beide fort in der Gemeinschaft, weil sie sich einen Platz eroberten im Gotteshause, und weil hier die Dinge reden von dem, was einst war — in der Gemeinschaft.

Man kann den lebenden Menschen nicht ins Herz sehen, geschweige denn den Toten. Und so hat es keinen Zweck, sich darum zu streiten, was zu gewissen Zeiten die Leute in die Kirche zwang, die Frömmigkeit oder der Gemeinschaftsgedanke. Eines aber ist sicher, daß Kirchlichkeit und Gemeinschaftsgefühl sich gegenseitig gedient haben, jenes, indem es den Sammelraum für gleichmäßiges Ausgerichtetsein schuf, dieses, indem es den geistliche Kost Ablehnenden doch in ihren Wirkungsbereich nötigte. Woraus die Kirche — und diesmal meine ich nicht das Gebäude — das eine entnehmen sollte, nämlich wie unsagbar wichtig es ist, daß sich mit dem Gotteshause als „Heim“ die aufbauende und erhaltende Liebe der Gemeinde verknüpfe. Die aufbauende Liebe!

Da fand ich nach dem Erntedankfest in einer pommerschen Kleinstadt Kirche außer dem Altarschmuck aus Blumen und Aehren neben jeder Bank einen gleichmäßig gefüllten Spendenkorb mit Aepfeln stehen, ein Gemeinschaftsopfer. Da fand ich in einer pommerschen Dorfkirche einen seltsamen Schmuck aus Kränzen und Rosetten, die aus vielfarbig-zartem stricknadelstarkem Fadenwerk bestanden, nämlich aus Binsenmark vom nahen Hassfuser, eine Gemeinschaftsarbeit der Dorfgugend. Daß der Kirchenraum wieder Ränder werde des Schicksals der Glieder der Gemeinde, darauf kommt es an, Ränder von Leid und Freude.

Dazu aber ist nötig, daß das Ueberlieferte, Vorhandene eine liebevolle Pflege erfahre, daß Ursprung und Sinn dem jungen Geschlecht gedeutet, daß Vätererbe nicht als Gerümpel gewertet werde. Es ist ein Unverstand, Volksgemeinschaft nur in den Lebenden zu sehen und die Toten und ihr Werk einfach als unzeitgemäß beiseite schieben zu wollen. Um uns und in uns ist ewiger Wandel. Täglich sinken Geschlechter, und neue erheben das Haupt. Volksgemeinschaft hat keine zeitlichen Grenzen. Und sucht das Neue, vom Alten sich sondernd, nach neuen Formen: Achtung und Verständnis reihen doch beides wieder aneinander. Was ehrlich war, hat Ewigkeitswert, und nur was ehrlich ist, kann sich ihm gleichwertig nennen.

Kirche und Kirchenraum waren einst Mittelpunkte der Volksgemeinschaft. Eine Tatsache, an der nicht zu rütteln ist, und nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf kulturellem Gebiet schlechthin.

Wer Neues sucht, sollte vom Vergangenen lernen! Kirche und Kirchenraum, tief hineingesenkt in das Bewußtsein und die Seele der Gemeinschaft: das eindrucksvollste Beispiel dafür, wie die Gemeinschaft sich gemeinschaftlichen Besitz schafft und daran den Gemeinschaftsgedanken immer aufs neue entzündet.

Pommersche Geschichten und Sagen von Otto Kunkel

1. Der Teufelszwirn.

Weit dehnt sich das Pommerland nördlich des Landrückens bis zum Strande der baltischen See. Wogende Getreidefelder weithin. Koppeln mit rassigen Pferden und bunten Rühen. Gutshöfe und Bauerndörfer liegen dazwischen. Balsaltfindlinge lagern da und dort am Wiesrain. Um die Gärten schichten sich Mauern, überspannt von den schlanken, stachelbewehrten Ruten des Teufelszwirns. Kreuz und quer hängen sie durcheinander wie tausend Fäden eines verworrenen Zwirntnäuels, alle aber besetzt mit kleinen grünen Blättchen, hellroten Blütensternen oder scharlachroten glänzenden giftigen Beerlein. Teufelszwirn ist der richtige Name für das Gewächs, das anderwärts auch Bocksdorn heißt.

Bocksdorn? Nichts anderes heißt das als Teufelsdorn. Der Bock war einst ein dem Donar geheiligtes Tier. Böcke zogen den Wagen des rothbärtigen Hammerschwingers, wenn er hoch in den Lüften im Wetter dahinzog, den Hammer warf, daß sein Glanz blitzend aufzuckte, die Wolken erschütterte, daß ein Rollen über die Welt ging. Als dann die Götter starben, ihre Gestalten zu Frazen verzerrt wurden, Donar die Gestalt des Teufels annahm, da ritt auch dieser auf dem Bock in rascher Fahrt in geheimnisvoller Walpurgisnacht zum hegenumschwirren Brocken. Der Bocksdorn war, wie der Bock selber, dem Donar geweiht, wurde dann auch des Teufels Pflanze. Unter all den Herenkräutern, denen er in der Walpurgisnacht teuflische Kräfte verlieh, war auch er. Und Hegen und Heger benutzten ihn zu zauberhaftem Tun, öffneten mit seinen Ruten die festesten Verschlüsse, brachten mit seinen giftigen Beeren frommen Menschen Leid und Tod. Was aber den Hegen dienstbar war, schützte in des Unschuldigen Hand gegen ihre Tücke. Ein Zweig des Bocksdorn über die Tür

gehängt, wehrte jeglicher Hererei. Und hatte doch eine Here Gewalt erlangt über die Tiere des Stalles, so konnte diese nur gebrochen werden durch den Trudensfuß, das alte Zauberzeichen, das man rechts und links der Stalltür malte, auf dem Herde ein Feuer entzündete und das Tier mit der Rute des Bocksdorns schlug.

Auf einem pommerschen Bauerngut gaben die Rüge keine Milch mehr. Im Dorfe gab es Hegen. Mehrere. Eine mußte es dem Vieh angetan haben. Welche es war, war indessen ungewiß. Man fragte einen Hirten, der wußte, wie man Hegen unschädlich machte. Er riet zu Trudensfuß und Bocksdorn. Und der Bauer schlug seine beherten Tiere nicht schlecht. Nicht nur über den Rücken schwang er die Ruten des Zauberstrauches. Auch Gesicht und Füße traf er. Fast tat ihm das Vieh leid. Er bereute es aber nicht, so gehandelt zu haben, als er andern Tages seine böse Nachbarin sah. Gesicht und Hände hatte sie voll blutiger Striemen, und das Gift hatte ihr alle Lebenskraft genommen. Sie siechte dahin, und nach einem Jahr, am gleichen Tage, da er den Bocksdorn benützt hatte, begrub man sie an der Mauer des Dorfkirchhofes.

Teufelszwirn? Wohnte da in einem andern Dorf ein armer Schneider, dessen Frau längst gestorben war. Sie hatte ihm so viel Kinder zurückgelassen, daß die Nadel gar nicht schnell genug fliegen konnte, um für sie alle Brot zu schaffen. O, wie seufzte er da manchmal, wenn er sich nach mühsamem Tagewerk zur Ruhe legte. Wäre ich doch reich! das war sein sehnlichster Wunsch. Als er wieder einmal so jammerte, stand da vor seinem Schneidertisch ein Mann mit rotem Hütchen, auf dem eine krumme Hahnenfeder steckte. „Du willst reich werden?“ fragte er den Schneider. „O ja,“ sagte dieser, „damit ich meine Kinder ernähren kann. Meine Nadel geht viel zu langsam.“ „Da kann dir geholfen werden,“ erwiderte der andere. „Ich will dir eine Nadel geben, die wie der Blitz durch dein Zeug eilt, und Zwirn, der nie abbricht. Eine Bedingung aber muß ich mir aushalten. Wenn deine Kinder erwachsen sind, daß sie sich selbst ernähren können, will ich Nadel und Faden zurückholen und mit ihnen deine Seele“. Zwar erschraf der Schneider, der nun erkannte, daß der Fremde niemand anders als der Satan war; aber da ihm die Not seiner Kinder am Herzen lag, so willigte er ein und unterschrieb mit seinem Blut den Pakt mit dem Bösen.

Der brachte ihm andern Tages auch Nadel und Faden. Und als der Schneider beides nun benutzte, da sah er, daß der Teufel die Wahrheit gesprochen. Nadel und Zwirn arbeiteten schneller, als er sehen konnte. Raum hatte



Am Tollenseesee bei Neubrandenburg:
Seetweg nach Augustabad

Aufnahme: Verkehrsverein Neubrandenburg

er einen Stich getan, so war ein Aermel eingeseht, eine Hose fertig, hing ein Anzug da. Und alles saß wie angegossen, so daß der Zulauf zu seiner Werkstatt größer und größer wurde. Er verdiente so viel Geld, als er wollte. Bald stand an der Stelle seiner alten Kate ein stattliches Wohnhaus, und des Geldes in seinem Sacke wurde täglich mehr. Seine Kinder wuchsen heran, gesund und stark. Nur eine Sorge quälte ihn. Näher und näher kam der Tag, da der Teufel sein Werkzeug zurückholen wollte und mit diesem auch ihn, den Schneider selber.

Eines Tages saß er in seiner Werkstatt, als es ans Fenster pochte und der Fremde vor ihm stand. „Nadel und Zwirn will ich wiederhaben!“ herrschte er den Schneider an. Der aber weigerte ihm beides und wehrte sich, als der Teufel es ihm mit Gewalt entreißen wollte. Zornig faßte dieser ihn bei den Haaren und zerrte ihn von seinem Tisch herunter. Der Schneider griff in seiner Not mit der Rechten nach dem Kreuzfig, das da an der Wand hing, und hielt es dem Teufel unter die Nase, daß dieser ihn losließ und zu fliehen suchte. Ehe er jedoch das Fenster erreichen konnte, stieß der Schneider ihm mit der Linken die Nadel tief in den Rücken. Vor Schmerz aufheulend sprang der Teufel durch das Fenster in den Garten. Dabei verwickelte er sich in den Faden, der an den Steinen der Gartenmauer hängen blieb, und nur mit Mühe und Not konnte er sich daraus befreien. Die Fäden aber hängen noch heute da und werden da hängen in alle Ewigkeit als Teufelszwirn. An ihnen sieht man noch die scharfen Nadeln hängen, allen Menschen, besonders den Schneidern zur Warnung, mit Hilfe des Teufels reich werden zu wollen.

2. Der Fischer am Tollenseesee.

Aus dem Strelitzer Land kommt sie, die Tollense, die bei Demmin ihre Wasser mit dem der größeren Schwester, der Peene, vereinigt. Ist ihr Tal auch reich an landschaftlichen

Schönheiten, ganz gleich, ob sie in kleine Dorfgassen hineingeschaut oder an stattlichen Gutshöfen vorbeirauscht, ganz gleich, ob sie durch breite Wiesentäler plätschert oder unter steinernen Brücken sich duckt, so sieht sie das Schönste norddeutscher Landschaft jedoch da, wo sich ihre Wellen im langgestreckten Tollenseesee behäbig ausruhen. Dunkellaubige Erlen umbuschen die Ufer, und im hohen Schilfgrase raunt es von Sagen.

Wohnte einst in kleiner Hütte am Strande ein Fischer. Rauh und borstig war sein Aeußeres, rauher noch und roher seine Seele. Zur Kirche war er längst nicht mehr gegangen. Von seinem Herrgott wußte er nichts mehr. Was ihm seine Mutter von ihm erzählt, hatte er vergessen, und fast jedes Wort, das von seinen Lippen kam, war ein Fluch. Sonntags wie Werktags lag er der Fischerei ob. Einmal aber traf ihn die Strafe für seine Gottlosigkeit. Am Weihnachtsabend war es. In allen Häusern und Hütten am Ufer des Sees und im Tal des Flusses war das Christkind eingekehrt, hatte den glitzernden Lichterbaum gebracht, hatte auf die Lippen der Kinder und Erwachsenen fromme Lieder gelegt, und in stiller Andacht sah man sie dahin oder dorthin zum Kirchlein wandern, dem heiligen Christ zu danken dafür, daß er als Mensch geboren, ihn zu bitten, auch ihrer sich anzunehmen. Nicht hinderte es sie, daß der Schnee kniehoch lag, daß der Wind ihnen eisig durch die Röcke segte. Der Fischer allein dachte nicht daran, daß es Weihnacht war. In seinem Hause hatte kein Tannenbaum gebrannt. Als er am Morgen aus den Federn gekrochen, seinen Morgenimbiß genommen, ergriff er sein Netz, um hinauszuwandern, dem Fischfang am See nachzugehen. Der See war zugefroren, doch nur eine dünne Decke hatte sich über das Wasser gelegt, die er leicht zertrümmern konnte. Am Ufer stand er nun und warf sein Netz aus, gerade als vom andern Ufer die Glocken zum Gottesdienste riefen. Da trat ein Mann zu ihm. „Weißt du nicht, daß heute Christfest ist?“

fragte er ihn. Unwirsch wandte sich der Fischer um. „Was gehts dich an, ob ich das weiß?“ gab er zurück. „Weißt du nicht, daß heute niemand arbeiten darf?“ fragte der Fremde weiter. „Als ob ich dich darum zu fragen hätte,“ entgegnete der Gefragte. „Weißt du nicht, daß Gott die strafen wird, die seinen Tag entheiligen?“ „Mein Tag oder sein Tag, was gehts mich an, was gehts dich an.“ Der Fremde aber war der Sohn Gottes selber. „Was es dich und mich angeht, will ich dir wohl zeigen,“ sagte er. „Du sollst an jedem Weihnachtsfest hier sitzen und dein Handwerk treiben in alle Ewigkeit. Das Wasser soll nicht zufrieren, damit es dir möglich ist, das zu tun. Dein Netz aber soll leer bleiben, damit du siehst, daß die unvernünftigen Tiere frommer und gottesfürchtiger sind als du.“

Seitdem friert an dieser Stelle der Tollenseesee zu Weihnachten nicht zu und mag es noch so kalt sein. Wer aber Märchenaugen hat, der sieht zur Morgenzeit, wenn die Glocken zur Kirche rufen, an diesem Tage am Ufer den Fischer sitzen, und man wird ihn da sitzen sehen in alle Ewigkeit.

3. Wie der Storch zu seinen langen Beinen kam.

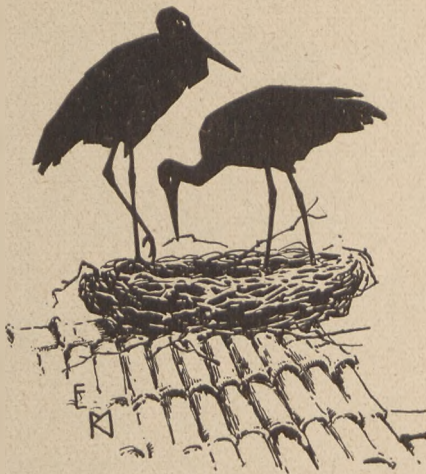
Wie der Dackel zu seinen kurzen Beinen gekommen, ist leicht zu verstehen: er hat sie sich abgelaufen. Wie aber der Storch zu seinen langen Beinen kam, das ist eine sonderbare Geschichte.

Da wohnten im Pommerland einmal ein paar Leute, Mann und Frau, die hätten gern ein Kind gehabt. Sie waren zwar arm, dachten aber: Für so ein Kleines wird es immer noch reichen. Da ging der Mann an den großen Sumpf draußen vor dem Dorfe und bat den Storch, er möchte ihnen doch ein Kind bringen. Ein Junge wäre ihnen am liebsten. Uebers Jahr dürfte es dann auch ein Mädchen sein, damit sie ein Pärchen hätten. Der Storch hatte damals — das sah der Mann ganz genau — kurze Beine. Damit watete er in dem Sumpf herum, so daß ihm das Wasser fast bis an die weiße Brust reichte. Er besah sich den Mann einmal von der Seite und meinte, ob sie denn auch das Kind ernähren könnten.

„Ja,“ sagte der Mann, „das werden wir wohl können, wenn uns die Arbeit auch manchmal sauer wird. Aber meine Frau hätte gerne eins, und ihr zu Liebe will ich mich dann noch mehr plagen als jetzt.“

Der Storch sah, daß es dem Manne mit seiner Bitte ernst war, und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen. In sechs Wochen wolle er kommen, sie sollten aber ja machen, daß sie dann zu Hause seien. Das versprach der Mann und ging fröhlich heim.

Und richtig, als die sechs Wochen um waren, klapperte es auf dem Dache, und als er dahin sah, stand da wahrhaftig der Storch und hatte nicht nur eins, sondern zwei Wickelkinder im Schnabel. Er rief seiner Frau, und die fing sie in der Schürze auf und legte sie in die Wiege. Zwei Mädchen waren's und schön zum Anbeissen. Da freuten sich die zwei Leute so sehr, daß sie lange überlegten, wie sie dem Storch dankbar sein sollten. Der Mann sagte: „Ich weiß es. Der Herr Storch watet ganze Stunden in dem kalten Wasser herum. Da muß er sich doch den Schnupfen holen. Wir wollen ihm ein paar Stelzen machen, daß er nicht immer nasse Füße hat.“



Elisabeth Raften-Mauderer: Frühlingboten

Gesagt, getan. Der Mann schnitzte solche aus zähem Eichenholz, strich sie schön rot an, wie des Storches Schnabel war, und brachte sie an den Sumpf. Der Storch schnallte sie sofort an und watete damit ins Wasser. Er war hocherfreut über das Geschenk und wollte die roten Stiefel gar nicht mehr vom Leibe tun. Frau Störchin sah ihm zu, und auch ihr gefiel die Sache. Als das die beiden Leute merkten, die indessen an ihren beiden Mädchen daheim eine solche Freude hatten, daß sie sie nicht mehr um alles fortgegeben hätten, dagegen viel lieber noch ein paar dazu genommen hätten, sagten sie: „Wenn ihr uns übers Jahr zwei Jungen bringt, soll Frau Störchin auch ein Paar Stelzen haben.“

Frau Störchin war damit einverstanden, brachte im folgenden Jahre zwei Knaben und erhielt ihre roten Stelzen. Nun war das Glück hüben und drüben voll.

Seitdem tragen Storch und Störchin ihre hohen roten Stiefel und bekommen keine nassen Füße mehr.

4. Wenn die Leberblümchen blühen.

Zwischen Bartow und Krusenkrien liegt mitten in den Fruchtfeldern ein Waldstück. Erlengehölz entspringt dem sumpfigen Boden,

der die Schuld daran trägt, daß man ihn, als man einst die weiten Fluren rundum unter den Pflug nahm, nicht auch aufriß, um Korn aus der Scholle sprießen zu lassen. Ein paar Birken drängen sich dazwischen und Haselstauden, um die sich im Sommer duftiges Geißblatt schlingt.

Der Winter geht zu Ende. Die Sonne hat draußen die letzten Schneeflocken aufgeleckt. Der Tauwind hat ihr dabei geholfen. Es ist Anfang März. Schon haben die Erlenkästchen an-



Das blaue Leberblümchen ist einer der ersten Frühlingsboten
Aufn. Techno-Photograph. Archiv, Berlin-Friedenau

Aus „Mein buntes Buch“, Naturschilderungen von Hermann Ebnis
Adolf Sponholz Verlag, Hannover. In Leinen geb. RM. 4.80

gefangen, sich zu röten, aber der Waldboden liegt noch schwarz und dunkel. Nur ein paar Grasspitzen wagen sich schüchtern hervor.

Da hallt ein Kiebitzschrei durch die Luft. Kiewitt! Kiewitt! klingt er, und die Menschen deuten ihn: „Komm mit! Der Frühling ist da!“ Die Erlen hören den Ruf, denken aber: „Dir ist nicht zu trauen, du leichtsinniger Kunde. Du kommst immer zu früh, hast uns manchmal schon betrogen und sollst uns diesmal nicht betrügen.“ Aber in dem Waldgrund erwachen kleine blaue Blümchen. Mit Vergißmeinnichtaugen schauen sie in den leuchtenden Sonnenschein, mit Augen so blau wie der Himmel, der sich über dem weiten Lande spannt. Sie haben den Ruf des Kiebitz gehört, haben auch die Warnungen der Erlenbüsche vernommen, aber sie nicht beachtet, denn viel zu lange dauert es

ihnen, bis der Frühling kommt, und sie vermögen es nicht, ihrer Ungeduld Meister zu werden. In ganzen Scharen kommen sie. Wie Punkte und Sterne sind sie in die düstere Laubdecke geflickt, die „Himmelströpfchen“. Dicht an dicht stehen sie, und die Menschen, die sie sehen, glauben, ein Stück des Frühlingshimmels sei heruntergefallen mitten in den Wald, freuen sich an ihnen und pflücken lustige Sträuße. Blaue „Violen“ oder „Waldveilchen“ nennen sie die Märzblumen.

Die ersten Frühlingssonnenstrahlen aber sind trügerisch wie der Ruf des Kiebitz, und die dunkeln Erlen und die ranken Birken sind vernünftig in ihrer Zurückhaltung gewesen. Nebeltage kommen, und graue Wolkenwände steigen am Himmel auf, schütten letzten Märzschnee auf die Erde. „Seht ihr, ihr Vorwitzigen,“ schelten die Erlen, „haben wir euch nicht gemahnt, geduldig zu harren, bis es Zeit ist?“ Die kleinen Blümchen stehen und frieren, drohen zu erstickern im Schnee, zittern vor Frost. Doch auch für sie kommt der Tag, da der allbelebende Strahl des Himmelsauges die letzten Schneespuren aus den Furchen nimmt. Dann singen die Kohlmeisen: „Spiz die Schar! Spiz die Schar!“ Dann klingen die Blau- meisen: „Die Zeit, die kommt! Die Zeit, die kommt!“, schwachen die Stare, kommen die ersten Störche zurück. Dann brechen die Knospen der Erlen auf, und auch die Birken schmücken sich mit frischem Grün. Dann säuben die Haselkästchen, und die Menschen singen:

„Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte!“

Dann erschließen auch des Waldes „Vorwitzigen“ voll und ganz ihre blauen Blütenaugen, mit denen sie bisher dem scheidenden Winter nachgeblinzelt. Dann lachen auch sie in den sonnigen Himmel hinauf und möchten vor Lust vergehen. Diese Tage höchster Freude bedeuten aber für sie zugleich höchstes Leid. Die entfalteten Blätter der Erlen und Birken, der Haseln und des Holunders machen den Wald dunkel, daß sie nicht mehr sehen können. Die blauen Augen schließen sich, und allerlei Waldkraut wuchert rundum. Nur die großen braunglänzenden Blätter, die der Pflanze den Namen „Leberblümchen“ gegeben, denen man in vergangenen Tagen, da man Form, Farbe und Wirkung in eine Linie setzte, heilende Kraft gegen Leberkrankheiten zuschrieb, liegen auf dem Waldgrund. Wenn im nächsten Jahr die ersten Frühlingssonnenstrahlen wieder aufleuchten, dann werden die blauen Blumen im Walde von Krusenfrien auch den Menschen wieder ein Stück Himmel schenken.

Rundschau

Eine Autographensammlung berühmter Pommern

Im Beiblatt zur Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*, neue Folge des „Nachrichtenblattes“, Jahrgang 1934, Nr. 2, Seite 7 ff und Nr. 3, Seite 12 ff, veröffentlichte der Bibliothekar der Vereinigung, Felix Hasselberg, eine Uebersicht über die Vereins-Autographensammlung. Erst vor zehn Jahren angelegt, sind heute schon mehr als 1000 Einzelstücke von 330 verschiedenen Persönlichkeiten vorhanden. Es handelt sich hier um eine wertvolle Sammlung, die auch für Pommern ein gewisses Interesse beanspruchen darf, denn sie enthält Briefe und Dokumente berühmter pommerscher Persönlichkeiten. Wir geben nachstehend eine Uebersicht über die in der Sammlung vorhandenen Schriftstücke berühmter Pommern.

v. Köppen, Fedor (geb. 8. 3. 1830 zu Kolberg, gest. 2. 7. zu Lausitz b. Leipzig), 1 Brief.

Augler, Franz (geb. 19. 1. 1801 zu Stettin, gest. 18. 3. 1858 zu Berlin), 6 Briefe.

Falleske, Emil (geb. 5. 1. 1823 zu Tempelburg, gest. 28. 10. 1880 zu Thal (Thüring.)), 2 Briefe, 1 Albumblatt.

Brub, Robert (geb. 30. 5. 1816 zu Stettin, gest. 21. 6. 1872 zu Stettin), 1 Brief.

Namler, Karl Wilhelm (geb. 25. 2. 1725 zu Kolberg, gest. 11. 4. 1798 zu Berlin), 1 Brief, 1 Gedicht.

Ehrenberg, Christian Friedrich (geb. 5. 5. 1798 zu Stettin, gest. 9. 9. 1881 zu Berlin-Zehlendorf), 2 Briefe, 1 Gedicht (mit eigenh. Bemerkungen von Ad. Menzel).

Spielhagen, Friedrich (geb. 24. 2. 1829 zu Magdeburg, gest. 25. 2. 1911 zu Berlin-Charlottenburg). (Sp. verlebte seine Jugendzeit in Stralsund, studierte auch in Greifswald). 1 Albumblatt, 1 Manuskript (Selbstbiographie).

v. Stephan, Heinrich (geb. 7. 1. 1831 zu Stolp, gest. 8. 3. 1897 zu Berlin), 1 Brief.

Birchow, Rudolf (geb. 13. 5. 1821 zu Schivelbein, gest. 15. 9. 1902 zu Berlin), 1 Postkarte.

Die Sammlung ist natürlich in erster Linie den Mitgliedern des Vereins für die Geschichte Berlins zugänglich. „Wieweit sie auch außerhalb des Vereins stehenden Personen zu wissenschaftlicher Forschung zur Verfügung steht, darüber entscheidet im Einzelfalle der Vereinsführer“. Nähere Auskunft erteilt der Vereinsbibliothekar, Privatgelehrter Felix Hasselberg, Berlin-Treptow, Südring 10. Anfragen ist Rückporto beizufügen. August Zöllner.

Deutsches Geschichtsbearchiv in Greifswald

Die zahlreichen großen und kleinen Findlinge, die das nordische Inlandeis zu uns brachte, sind ein beliebtes Forschungsfeld aller Heimatfreunde. Jede Schule, jedes Heimatmuseum in Norddeutschland hat sich aus solchen Geschichtsbefunden eine erdgeschichtliche Sammlung zusammengestellt. Leider ist die Kenntnis des heimischen Bodens und seiner Entstehung, seiner Beziehungen zum Norden noch heute sehr gering, so daß endlich eine Zentralstelle geschaffen werden mußte, die ähnlich wie auf dem Gebiet der Urgeschichte die Heimatmuseen, die Schulen und heimatkundlichen Forscher mit Rat und Tat unterstützt. In Pommern wurde diese Arbeit bisher erfolgreich von der Pommerschen geologischen Landesammlung in Greifswald

* Der Verein für die Geschichte Berlins konnte im Januar vor. J. bereits auf ein 70 jähriges Bestehen zurückblicken.

geleitet. Ihr Arbeitskreis auch allmählich über Pommerns Grenzen hinaus, so daß mit Unterstützung des Ministeriums nunmehr dem Greifswalder geologischen Institut unter Leitung von Prof. v. Bubnoff eine neue Abteilung, das Deutsche Geschichtsbearchiv, angegliedert wurde. Alle interessierten Heimatfreunde, insbesondere die Lehrerichaft und Heimatmuseen erhalten durch einen Stab eingearbeiteter Hilfskräfte in allen geschichtsbekundlichen Fragen Norddeutschlands umgehend kostenlose Beratung. Andererseits werden hier die zahlreichen Privatammlungen geologischer Heimatforscher sachgemäß magaziniert, damit der Fleiß und die Mühe eines Lebens im Dienste der Heimatforschung unserer Sammler nach dem Tode nicht nutzlos verloren geht. Sehr oft ist es leider der Fall, daß die Erben eines fleißigen Sammlers für den Nachlaß des Heimatforschers kein Verständnis haben, daß das Material verkommt, oft gar fortgeworfen wird oder im besten Falle ein unbeachtetes Dasein in den Kellerräumen eines Heimatmuseums fristet. Diese Museen können natürlich nur wenige besonders charakteristische und anschauliche Sammlungsstücke in den Schaukästen ausstellen — alles andere, was oft von hohem wissenschaftlichem Wert ist, bedeutet für sie nur Ballast. Hier schafft das Deutsche Geschichtsbearchiv endlich langersehnte Abhilfe. Weitere Auskunft erteilt: Deutsches Geschichtsbearchiv, Greifswald, Langeuferstr. 23 d.

Dr. Konrad Richter.

Der Atlas der Pommerschen Volkskunde

bearbeitet und herausgegeben von Karl Kaiser auf Grund der volkstümlichen Erhebungen, die in den Jahren 1930—1936 von mehr als tausend Mitarbeitern in ganz Pommern durchgeführt worden sind, befindet sich im Druck. Er erscheint im Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald, im Sommer 1936 als Veröffentlichung des Volkskundlichen Archivs für Pommern.

Das Werk besteht aus einer Kartenmappe und einem erklärenden Textband von 200 Seiten Umfang. Die Kartenmappe enthält 42 Kartenblätter mit 47 Karten im Maßstab 1:1 500 000, jede Karte in zweifacher Ausfertigung sowohl auf durchsichtigem als auch auf undurchsichtigem Papier. Preis für Kartenmappe und Textband zusammen: Bei Vorbestellung bis zum 15. Juni 1936 durch das Volkskundliche Archiv für Pommern (Greifswald, Stralsunder Straße 10) oder durch Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald, 6,— RM. Nach Erscheinen erhöht sich der Preis auf 8,— RM.

Wir machen unsere Leser auf das Werk, über das in unserer Zeitschrift wiederholt berichtet worden ist, nochmals aufmerksam und empfehlen Vorbestellung.

Der Burgwall von Stolzenburg

Etwa eine Viertelstunde von Stolzenburg bei Pasenwall liegt der Darshöfsee, auch Darshöfsee genannt. Hier findet sich ein Steinhügel, eine Wallanhöhe, deren Wallumeres eine unvermütete Ausdehnung hat. Wir befinden uns auf einem wendischen Burgwall. Der Sage nach soll hier früher ein Schloß gestanden haben. Allerdings ist man bisher bei Ausgrabungen noch niemals auf die geringsten Spuren von Mauerwerk gestoßen. Es liegt da nicht die Annahme fern, daß vielleicht der Name „Stolzenburg“ von dieser Burg auf dem wendischen Burgwall stammt. Vielleicht ist das Geschlecht derer „von Stolzenburg“, das dem Bauerndorfe den Namen gegeben hat, wie so viele andere Geschlechter untergegangen. Jedenfalls dürfte der Name „Schloßberg“ nicht ohne allen Grund im Volksmunde entstanden sein. Es gehört

wahrscheinlich nicht viel Phantasie dazu, sich beim Anblick des Restwalles das Bild vorzugaukeln, das einst dieser Hügel mit dem Schloß bot. Von dem Leben und Treiben in diesem früheren Schlosse ist allerdings weder in Urkunden noch im Volksmunde das Geringste bekannt.

Da auf diesem Stolzenburger Burgwall durchbohrte Steinbeile und Steinärte gefunden worden sind, kann man darauf schließen, daß die Anlage des Walles vielleicht auf die vorchristlichen Germanen zurückzuführen ist. Heute geht der Pflug über den größten Teil des inneren Schloßwalles bis hoch oben auf den Berg und fördert so manche Scherbe ans Licht. Und der alte Kulturboden trägt reichlich Früchte.

Solch historischer Ort wie dieser Burgwall hat selbstverständlich die Volkspheantasie zu allerlei Märchen und Sagenbildungen angeregt. Aber sie alle halten nicht der historischen Forschung stand, wenn auch zugegeben werden muß, daß die vielen Jahrhunderte einen so dichten Schleier über das Schicksal des Burgwalles samt seinem angeblichen Schlosse gelegt haben, daß er kaum gelüftet werden kann. In pommerischen Akten hat man wohl kaum etwas darüber finden können.

Die Schatzjäger, die sich auch anderswo um die Burgen und Ruinen rankt, erzählt, daß auf dem Burgwall Gold vergraben sein soll, das in einer bestimmten Neumondnacht hell aufleuchten soll.

Wer über das Stolzenburger Burgwallgelände schreitet, wird jedenfalls das Gefühl nicht los, auf historischem Boden zu wandern. F. K.

Der Gantter

Noch heute wird in Dargen erzählt, daß in alten Zeiten die Bauern durch Stockschläge bestraft wurden, die durch das Patrimonialgericht verhängt wurden, und daß gewisse Uebelthäter durch Einschließen am Ganten oder Gantter der Verpötlung des Volkes preisgegeben wurden. Der Gantter war eine Brettervorrichtung zwischen zwei Pfählen mit drei Löchern für den Kopf und die Arme des Verurteilten, der in dieser gezwungenen Haltung unter Aufsicht des Dorfschulzen der Verpötlung des Volkes preisgegeben wurde. Der Gantter wäre demnach eine ähnliche Einrichtung gewesen wie in andern deutschen Landen der Pranger. Der Gantter in Dargen soll sich auf dem freien Dorfplatz, wo jetzt das Spritzenhaus steht, befunden haben.

Wir kam diese Schilderung etwas unwahrscheinlich vor. Daher teilte ich sie dem Altmeister der pommerischen Volkskunde, Herrn Professor Dr. Daas mit. Er schreibt dazu: „Die Ihnen übermittelte Nachricht über den Ganten (Ganten, Gantter) ist zutreffend. Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch 141 erklärt:

Gantter ist eine Art von Block, darin man die Bauern zur Strafe auf 1 oder ein paar Stunden stellet, so daß sie vorn niedergebückt stehen und der Hals und beide Hände zwischen 2 Brettern in drei dazu ausgehauenen Löchern festgehalten werden.

Gelegentlich erwähnt ist das Marterinstrument mehrfach auch bei pommerischen Schriftstellern, wie z. B. Grünbeck: 3. Rügen; Chronik von Raigard, S. 27; Alsmis-Knoop: Kolberg II Nr. 19; Pommerische Volkskunde, Jg. 7, S. 175 (Oriente); Schwelbeiner Heimatkalender 1928, S. 131; Unsere Heimat, 1927, Nr. 14; u. a. Auch in Mecklenburg kannte man den Ganten, wie Bartsch I. 499 zeigt.“ G. S.

Sublitzer Bier in Paris

Heute gibt es in Bublitz keine Brauerei mehr. In früheren Zeiten aber war unser Bier überall bekannt und berühmt, und die Bublitzer waren sehr stolz darauf. Bis nach Paris verbreitete sich sein Ruhm, und das kam so: Im unglücklichen Kriege (1806/7) beherbergte auch unsere Heimatstadt französische Besatzungstruppen vom Korps des Marschalls

Soult als umgebete Gäste. Die französischen Soldaten waren sehr übermütig. Was die Bublitzer Hausfrauen ihnen auch vorsetzten, nichts schmeckte ihnen. Viel Gutes konnte man der Einquartierung natürlich nicht geben, denn die Zeiten waren schlecht, und Schmalhans war überall Küchenmeister. Besonders vermiften die Franzosen ihren gewohnten Wein; denn der „pinard“, der Kommisswein, den die Marktender ausboten, war knapp geworden. Man mußte ihn auch bezahlen, und Soldaten haben bekanntlich niemals viel Geld im Brustbeutel. So verlangten die Franzosen von ihren Wirten immer wieder „du vin“ (Wein) und waren sehr erboft darüber, daß die Bublitzer ihnen keinen geben konnten. Man setzte ihnen das gute Bublitzer Bier vor. Nicht einmal das faud Gnade vor ihren Augen. Ein paar besonders freche Brüder gossen es den Schweinen in den Trog. Für die wäre es vielleicht gut genug, schrien sie, aber nicht für französische Soldaten, die in Paris ganz andere Sachen getrunken hätten. Das kränkte unsere Bürger sehr. Wie konnte ein Mensch unser Bublitzer Bier verachtmähen? Wanch einer ballte die Faust in der Tasche, nahm sich vor, es den übermütigen Franzosen bei Gelegenheit heimzugahen. Nur ein Bublitzer, dessen Name leider nicht überliefert ist, fand die Gelegenheit, sein Versprechen zu halten. Einige Jahre aber mußte er sich immerhin gedulden.

Es kamen die Befreiungskriege. Ueberall eilten die Preußen zu den Fahnen, mit vielen andern Bublitzern auch unser Freund als pommerischer Landwehrmann. Nach vielen großen Siegen ging es hinein nach Frankreich. Tagaus, tagein wurde marschiert. Stiefel und Uniformen waren zerrissen. Die wackeren Preußen sahen bald aus wie die „Grasteusel“, wie der General York einmal sagte. Endlich lag Paris vor den Augen der pommerischen Regimenter. Auf den Höhen vor der Stadt hielten sie. In einer der vordersten Kompanien stand unser Landwehrmann aus Bublitz und sah mit großen, stannenden Augen die unzähligen, blühenden Kuppeln der Miesenstadt. Das war doch etwas anderes als Bublitz! In diesem Häusermeer waren vielleicht einige von den Kerlen zuhause, die damals das Bublitzer Bier nicht trinken wollten. Morgen würde man ja sehen, was sie Besseres zu trinken hatten. Mit diesen Gedanken puzte der Pommer an seiner stark mitgenommenen Uniform herum. Man mußte sich doch, so gut es ging, fein machen für den Einzug in Paris.

Vor einem glänzenden Gefolge ritten am nächsten Tage die verbündeten Monarchen in die feindliche Hauptstadt. Die Pariser warfen Blumen und jubelten ihnen zu, als kämen da die Befreier von langjähriger Knechtschaft. Alle hatten die weiße Kokarde der Bourgeois an den Hüten, waren froh, daß sie Napoleon los waren, hofften auf ein Ende der ewigen Kriege, auf ruhigere Zeiten. Der dicke Ludwig XVIII. sah nicht so aus, als hätte er den Ehrgeiz, ein Beherrscher der Welt zu werden wie der „petit corporal“ (der kleine Korporal). So nannten die französischen Soldaten den Kaiser Napoleon.

Hinter den letzten Truppen marschierte die pommerische Landwehr in die Vorstädte von Paris. Sie nahm am eigentlichen Einzug nicht teil und bezog gleich Quartier in der Außenstadt, hörte den Siegesjubel nur von fern. Die Pommeren waren froh, bald ein Dach über den Kopf zu bekommen. Der Bublitzer kam mit einigen Kameraden in ein kleines „estaminet“ (Gasthaus). Den alten Groll hatte er nicht vergessen. Blitschnell warf er seinen Tornister in die nächste Ecke, ging mit drohenden Schritten auf den erschrockenen Wirt zu, der zitternd und aschfaßl hinter der Theke stand. „Habt Ihr Bublitzer Bier?“ brüllte er auf Hochdeutsch los. Das verstand der Wirt vielleicht besser. „Non, mon lieutenant, rien du tout, seulement du vin!“ (Nein, Herr Leutnant, gar nichts, nur Wein!) stammelte der Franzose, der wenigstens soviel deutsch gelernt hatte, daß er wußte, was „Bier“ bedeutete.

Gleichzeitig reichte er dem Bibliographen zur Befestigung ein großes Glas Rotwein über den Tisch. Der Pommer nippte kaum daran, schrie: „Dat is god för de Schwien!“, nahm das Glas und warf es durch das offene Hinterfenster auf den Hof an die Tür des Schweinestalls. Er hatte den Franzosen gezeigt, was sie von dem Bibliographen Bier zu halten hatten.

Herbert Haack.

Der Volkstanz in Reuters Dichtungen

Der Volkstanz als Kulturglied ist volkskundlich ein interessantes Spiegelbild der Volksseele und der jeweiligen Zeit, in der er „Mode“ ist. Er ist „bodenständig“. Bei uns Niederdeutschen wurzelt er besonders tief und fest.

Reuters Werke, reich an Auslassungen über plattdeutsche Art und niederdeutsches Leben, sollen hier nicht abgeschrieben werden; möchten sie doch gelesen werden, um aus ihnen unsere Art zu erkennen!

Nur kurz sei hier angedeutet, daß der Dichter von all den frisch-fröhlichen Volkstänzen, die um 1850 noch in Mecklenburg und Pommern lebendig waren, mit besonderer Liebe erzählt.

Wer seine „Rei“ nah Bellingen“ liebt, wer begegnet einem „Meisterstück tanzender Volkstanz“, wie es die Heimatliteratur anderer deutscher Landschaften kaum aufzuweisen hat. Der Dichter selbst, der sich völlig unmusikalisch nennt, gibt dort eine Schilderung der ausgelassenen Lust und Fröhlichkeit der Hochzeitgäste während einer Bauernhochzeit. Alles bezieht sich im zweiseitig gemischten Takt, so daß der Leser mitzuschweben geneigt ist, denn

Biring fängt an an to fideln,
Strickt de Fidel, dat dat frischt,
Widewidewitt eu schwedischen Biring,
Widewidewitt den mag id gern!

So begann der alte, einst im norddeutschen Festleben beliebte „Kastilianer“ in seinen Anfangstagen. Auch die einst gern getanzte „Walzer-Quadrille“ lebt in der „Rei“ nah Bellingen“ wieder auf; Reuter schreibt:

Wil Lust is so leinlich,
Wil Leiven so sünt,
Wilt Leiven so kort is,
Giwirt Antwort de Fläut.

Man lese einmal seinen „Dörchläuchting“! Da stellt uns der Dichter den „Hopser“ vor; er war ein ausgelassener, lebhafter Rundtanz im frischen Zweiseitertakt. Heute lebt er wieder auf.

Ein köstliches Heimatbuch von Liebe und Treue zur Heimat, wie es nur echte Heimatsherzen schaffen können, ist Reuters Erinnerungsbuch: „Meine Vaterstadt Stavengagen“. Hier steigt Reuters Heimatrolle vor uns auf, aus der er alle Kraft und Wärme zog, „wie ein Kind aus Mutterbrüsten“. Die alten Stadtfeiern Stavengagens und die Tanzstunden der Jugend erstehen vor Reuters — und unserem — Auge. Die Variationen zu der alten Textfassung „Gestern Abend war Better Michel da“ feiern fröhliche „Lustertanz“. Figaro und Tampet, Polonaise und Regel-Quadrille, Ecossaise und Hopser wurden vor 100 Jahren in Stavengagen eifrig getanzt.

Doch man lese einmal selbst nach in diesen Meisterwerken der Erzählkunst des großen Plattdeutschen; man wird seine Freunde haben an Reuters gesundem, deutschen Geschmack.

Die frühen Ausgaben von Reuters „Rei“ nah Bellingen“

Die grundlegenden buchkundlichen Arbeiten über die Schriften Fritz Reuters lassen insbesondere in Hinsicht auf die frühen Ausgaben der „Rei“ nah Bellingen einige Fragen offen. Ihre Beantwortung soll, achtzig Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe, hiermit versucht werden.

Die Erstausgabe von „Dei Rei“ nah Bellingen“ ist im Jahre 1855 erschienen; als Verlagsort ist Treptow

a. d. T. angegeben mit dem Zusatz „Im Selbstverlage des Verfassers“. Gedruckt ist diese Schrift bei W. Gesellschaft in Demmin, wie aus dem Druckvermerk am Schluß des Buches zu ersehen ist.

Die alte Drucker-Firma besteht noch; ihre Geschäftspapiere aus jener Zeit aber sind nicht mehr vorhanden. So konnten schriftliche Verhandlungen zwischen Reuter und Gesellschaft nicht mehr festgestellt werden. Wer weiß, ob sich Dichter — hier zugleich sein eigener Verleger — und Drucker überhaupt viel Schreberet wegen dieser Druckarbeit gemacht haben; waren sie doch beiderseitig und Reuter ein geringerer und zu jener Zeit nicht seltener Gast im Hause Gesellschaft in Demmin. So wird denn viel, wenn nicht alles, wegen des Druckes der „Rei“ nah Bellingen mündlich abgetan worden sein. Wir werden sehen, daß dies in gewisser Beziehung schade ist.

Die erste Ausgabe kam also 1855 heraus; die nächste erschien 1858 als „Zweite unveränderte Auflage“, aber nicht mehr im Selbstverlage des Verfassers, sondern in „Neclam, Verlag von W. Dieke“. Ein genaues Vergleichen dieser beiden Ausgaben zeigt, daß es sich bei der zweiten um eine Titelausgabe handelt. Es folgt eine „Dritte unveränderte Auflage. Neclam, Verlag von W. Dieke“. Das Jahr des Erscheinens ist nicht angegeben. In zwei späteren Ausgaben der Werke Fritz Reuters*) ist dieses Jahr auf 1861 angenommen worden; die Reuter-Bibliographie von Wilhelm Seelmann**) nennt jedoch das Jahr 1858. Diese letzte Angabe wird richtig sein. Denn wie aus der unten wiedergegebenen brieflichen Äußerung des Dichters an den ersten Verleger von „Rei Hülmg“ hervorgeht, hat Reuter die geschäftlichen Beziehungen zu Dieke spätestens im Januar 1859 abgebrochen. Obwohl die letztgenannte Auflage der „Rei“ nah Bellingen als unveränderte ausdrücklich bezeichnet ist, hat sie doch — wenigstens in einigen Bogen — Druckabweichungen und auf Seite 46, letzte Zeile, eine Druckfehlerberichtigung: „Pust“ ist geändert in „Pust“. Auch diese Ausgabe ist gedruckt bei W. Gesellschaft in Demmin. Die Änderungen scheinen bisher noch niemandem aufgefallen zu sein; denn diese dritte Auflage findet sich stets als Titelausgabe (= Auflage) bezeichnet. Und nun kommt das besonders Merkwürdige. 1862 erscheint „Dei Rei“ nah Bellingen“ als „Neue Ausgabe“ bei Hinckorf in Bismar. Der veränderte Artikel (früher „Dei“ jetzt „De“), die Tatsache, daß Reuter seit 1859 eine neue Rechtschreibung anwendet, lassen ein wenigstens in der Schreibweise völlig neues Druckwerk erwarten, zumal wenn man weiß, daß Reuter im März 1861 an den Herausgeber der „Grenzboten“ geschrieben hatte: „Aus der „Rei“ nah Bellingen, die im nächsten Jahre in vierter Auflage erscheinen dürfte, denke ich durch vollständige Umarbeitung etwas Besseres zu machen“. Um was handelt es sich aber bei dieser „neuen“ Ausgabe? Um einen Druck, der — mit Ausnahme der beiden Titelblätter — Zeile für Zeile, bis zum Druckvermerk am Schluß des Buches, mit der ersten Ausgabe von 1855 und der zweiten von 1858 übereinstimmt, — nicht etwa mit der abweichenden „unveränderten“ dritten Auflage, was nach der Zeitfolge immerhin noch nahegelegen hätte.

Vier Ausgaben der „Rei“ nah Bellingen sind also aus der Druckerei W. Gesellschaft in Demmin hervorgegangen, wobei es sich in drei Fällen um den gleichen Druck handelt. Welcher Anlaß vorgelegen hat, bei der „Dritten unveränderten Auflage“ Änderungen vor-

*) Bd. 1, S. 388 der von Wilhelm Seelmann u. a. herausgegebenen siebenbändigen Ausgabe des Bibliographischen Instituts (1905/06 und 1907) sowie S. 171 der Einleitung zu der Neclam-Ausgabe in zwölf Bänden, besorgt von Karl Theodor Gaeders.

**) S. 136 ff. in: Fritz Reuter. Gedächtnisbuch zum 100. Geburtstag des Dichters. Herausgegeben vom Allgemeinen Plattdeutschen Verbands E.-B. Wismar, Hinckorffsche Verlagsbuchhandlung. 1910.

zunehmen, wird kaum noch genau festzustellen sein. Unmöglich ist es allerdings nicht, daß der Verleger Dieze in Arkam in Beziehung auf diese Ausgabe sich eigenmächtig verhalten hat. Schreibt doch Reuter im Januar 1859 an den Buchhändler Kunike in Greifswald über Dieze „... ich hatte mich aber so über die Art seiner Geschäftsmethoden, sowie über einen Thron bei Gelegenheit mitzuteilenden unaufrichtigen coup geärgert, daß ich ihm definitiv jede Geschäftsverbindung aufgefündigt habe...“ Es liegt nahe, diesen „Coup“ mit der dritten Auflage der Reif' nah Belligen in Verbindung zu bringen. Damit fände auch der Umstand, daß der tatsächlich unverändert gebliebene Reif vom Erstdruck dieser Dichtung auf Hinstorff übergegangen ist, seine einfachste Erklärung.

Hinstorff druckt und verlegt 1863 von der Reif' nah Belligen eine „Zweite Auflage“, die durchgehend eine andere Rechtschreibung des Niederdeutschen und einige textliche Änderungen bringt. Damals hat man also die bis dahin herausgekommenen vier Ausgaben als eine Auflageneinheit angesehen. Es ist später in Vergessenheit geraten, daß einmal eine „Neue Ausgabe“ (von 1862) erschienen ist. Denn Hinstorffs Verlagskatalog führt sie nicht auf, und von Seelmann**) ist sie gleichfalls nicht erwähnt.

Mag auch der durch Hinstorff übernommene Restteil des ersten Druckes der Reif' nah Belligen nicht mehr groß gewesen sein: aus dem Brief an Kunike geht hervor, daß der Dichter Anfang 1859 jede Geschäftsverbindung mit Dieze gelöst hat; dieser war nun nicht mehr Verleger der Reif' nah Belligen, und das fand seinen Ausdruck auch durch Änderung der Verlegerangabe bei den schließlich an Hinstorff gelangten Bänden des Erstdruckes dieser Dichtung.

Nun war zwischen dem Dichter und dem endgültigen Verleger seiner Schriften — denn das wurde Hinstorff — sehr bald vereinbart worden, eine Gesamtausgabe der Werke Reuters herauszubringen. Deren erste sieben Bände erschienen 1861 und 1862. Die Reif' nah Belligen wurde schon an dritter Stelle eingefügt, und zwar verwendete Hinstorff gerade für diese Gesamtausgabe zunächst die restlichen Stücke des ersten Abdruckes, vielleicht, weil die Veröffentlichung der Dichtung in der erst 1863 herausgegebenen veränderten Form vorher nicht möglich war, eher aber wohl aus rein kaufmännischen Überlegungen. Nachstehend folgt der genaue Wortlaut der beiden Titel, mit denen schließlich jener Restbestand versehen und dem Leser übergeben wurde.

Haupttitel: Sämtliche Werke von Fritz Reuter. Dritter Band: De Reif' nah Belligen. Bismar und Ludwigslust. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1862.

Nebentitel: De Reif' nah Belligen. Poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart von Fritz Reuter. Neue Ausgabe. Bismar und Ludwigslust. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1862.

Wer hiernach künftig einmal dem Buche mit diesen Titeln begegnet, der wird nun vielleicht aufmerken; hat er doch von der ersten Berserzählung Fritz Reuters noch ein Stück des Erstdruckes vor sich, jenes Erstdruckes, der das wechselvollste Schicksal von allen Reuterdrucken haben sollte.

Otto R. C. Mubnke, Stendal.

Pommernbund Berlin

Der Heimatabend am 16. April im „Lauterplaz-Kasino“ zu Friedenau übte auf die überaus zahlreich erschienenen, namentlich Demminer Landsleute, einen besonderen Reiz aus. Aus Anlaß der im Sommer zu begehenden 700-Jahrfeier der Stadt Demmin hatte man dem mit ihrer Geschichte gut vertrauten Schriftsteller Erich Müller-Steglich einen Vortrag übertragen. Er entrollte ein eindrucksvolles Bild von der anfangs slavischen Ansiedlung, dann stolzen und trutzigen Feste, die einer ganzen Reihe von Belagerungen wider standhielt, von der Stadt als eifrigem Mitgliede der Hansa und von ihrer wei-

teren Entwicklung bis in die neuere Zeit. Vergessen war dabei erfreulicherweise nicht die Erwähnung der aus Stadt und Kreis Demmin gebürtigen bedeutenden Kultur- und Geistesgrößen, vergessen auch nicht der in Demmin tätig gewesene und verorbene Superintendent Adolf Pompe als Dichter des ersten volkstümlichen Pommernliedes „Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn“, das zu seinem Gedächtnisse den Vortrag stimmungsvoll einleitete. Mit Freude und Dank begrüßte der Bundesvorsitzende Kammergerichtsrat Gribel den vom Demminer Magistrat zu dieser Feier entsandten Ratsherrn Dr. med. Nujim.

In den Rahmen des Abends paßten die Loewen'schen Balladen „Archibald Douglas“ (das hohe Lied der Treue) und „Fridericus Rex“ (der Große König traf gute Fürsorge für Demmin) sowie Martin Klüddemanns Vertonung von Schillers „Die deutsche Muse“. Mit seinem klangvollen und sympathischen Bariton erzielte der aus Demmin stammende treffliche Opernsänger Dr. Bruno Voelcker, begleitet von Erich Müller-Steglich, stürmischen Beifall und mußte sich zu einer Zugabe, Loewen's „Nacht am Rhein“, verstehen. Zwei von Paul Bendlin gedichtete Demminer Balladen trug der Autor selber vor.

Der seit Gründung (1914) des „Pommernbundes zur Förderung heimatischer Kunst und Art“ als Schatzmeister tätige Geh. Rechnungsrat i. R. Carl Roske in Berlin-Friedenau (Handjerystr. 50/51), aus Bütow gebürtig, wird am 2. Juni 70 Jahre alt. Anfangs im Justizdienste wie sein Vater, trat er in die Verwaltung über und war nahezu drei Jahrzehnte im Reichsamt des Innern. 1928 erschien von Roske, der übrigens Ehrenmitglied des Pommernbundes ist, im Verlage W. Gessellius, Demmin, ein Band lyrischer Gedichte „Leben und Lieben“; ein zweiter liegt im Manuskript vor.

J. v. A.

Ahnensforschung im pommerschen Handwerk

Die Handwerkskammer Stettin und Köslin schreibt:

Das Deutsche Handwerksinstitut ist im Begriff, ein „Biographisches Lexikon des deutschen Handwerks“ zusammenzustellen. Für dieses Lexikon kommen bedeutende Vertreter jeglichen Handwerks in Frage; bedeutend als Handwerker, als Politiker, als Künstler oder sonst in irgendwelcher Hinsicht; z. B. sollen auch solche Handwerker, die es zu Wirtschaftsführern oder Großindustriellen gebracht haben, aufgenommen werden. Daneben sollen auch alte Handwerkergeschlechter, die auf mindestens 5-6 Generationen zurückblicken, in diesem Lexikon Aufnahme finden. Bei solchen Handwerkergeschlechtern sind die folgenden Angaben erwünscht: Der Stammvater des Geschlechtes, seine Daten, Geburt, Tod, wo als Handwerker anfänglich gewesen, Handwerksart, gegebenenfalls ehrenamtliche Tätigkeit als Ratsherr, Bürgermeister oder Zunftmeister, besondere handwerkliche oder soziale Leistungen, Erfindungen oder dergl. — Unter Mitarbeit des Staatsarchivs in Stettin, des Landesmuseums in Stettin, des Provinzialkonservators für Pommern, der Pommerschen Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde, einer Reihe von Persönlichkeiten in der Provinz, sowie vor allem auch des Handwerks selbst, wird es gelingen, auch pommersche Handwerker und Handwerkergeschlechter ausfindig zu machen, die in das „Biographische Lexikon des deutschen Handwerks“ hineingehören. Wir haben auch im pommerschen Handwerk Männer gehabt, die, aus dem Durchschnitt herausragend, wert sind, weiteren Kreisen in Deutschland bekannt und der Nachwelt überliefert zu werden. Um jedoch eine möglichst vollständige Zusammenstellung zu bekommen, wenden wir uns über die genannten Stellen hinaus an die pommersche Bevölkerung mit der Bitte, uns bei unserer Arbeit zu unterstützen und uns jegliche Angaben zuzuleiten, die dafür wertvoll sein können. Meldungen sind zu richten an die Preisstelle der Handwerkskammer Stettin und Köslin, Stettin, Augustastr. 51.

Buchbesprechungen

Die Entstehung der nordostdeutschen Bodenformen während der Eiszeit. Von Prof. Dr. Friedrich Solger. (Deutsche Urzeit, herausgegeben von Albert Reichebusch und Eduard Norden, Band III.) 136 S. 80 mit 49 Abb. Berlin 1935. Verlag von Dietrich Reimer. Preis 4,50 RM., geb. 6.— RM.

In seinem neuen Buch setzt Prof. Solger die Darstellung der Forschungen fort, die in seiner Schrift: „Der Boden Niederdeutschlands nach seiner letzten Vereisung“ (Bd. II der gleichen Reihe, in „Unser Pommernland“ jederzeit warm empfohlen) ihren teilweisen Niederschlag fanden. Wer den 1931 erschienenen Band durchgearbeitet hat, kann leicht alles ausschalten, was sich nach der Eiszeit auf der Oberfläche des in Frage kommenden Gebietes geändert hat, und dann steht die vom Eise eben verlassene Landschaft vor seinem geistigen Auge. Den Bau dieser Landschaft sucht Prof. Solger in dem neuen Werk zu erfassen und zu erklären; denn die bisher geltende Auffassung hat sich als unzulänglich erwiesen. Genial hat sich der Verfasser in die klimatischen Verhältnisse des Eiszeitalters, in ihre Veränderung und in die Auswirkung dieser Veränderung hineingedacht. Der starke Unterschied, der bestanden haben muß zwischen den Schmelzwassermengen des kommenden und denen des schwindenden Eises, ist von der Forschung bisher nicht in Rechnung gesetzt worden. Und noch etwas anderes, viel Wichtigeres, hat man nicht genügend gewürdigt; obwohl man wußte, daß der Untergrund Norddeutschlands gleich dem des übrigen Gebietes in Schollen zerbrochen ist, wurde dieser Umstand bei der Darstellung der Vereisung Norddeutschlands zumeist vernachlässigt. Solger hat den außerordentlich mühevollen Versuch unternommen, trotz der Hülle der Eiszeitablagerungen Bruchlinien und Schollen scharfsinnig und glücklich herauszufinden. Er ist zu der Überzeugung gekommen, daß noch während der Eiszeit in der Erdrinde Sprünge und Verschiebungen Einfluß auf das spätere Oberflächenrelief ausgeübt haben, und er weist diese tektonische Phase auch nach unter Einsflectung geschickter Skizzen, Diagramme und Wenshowsreliefs. Die sichersten Dinge hat Solger zuerst dargestellt und dann jenen Schluß auf dem vorhergehenden aufgebaut, so daß das Ergebnis immer unsicherer werden muß, je weiter der Leser in dem Buche fortschreitet. Immer erörtert aber der Verfasser den Grad der Tragfähigkeit seiner Unterlagen. Der weiteren Forschung zeigt er damit eindringlich, was zu ergründen not ist, um ein Bild von der Entstehung unserer Bodenformen zu bekommen; denn wir befinden uns erst im Anfang der Erkenntnis.

Es findet nicht nur der Fachgeologe, sondern jedermann, der seine Verbundenheit mit der Heimat erde fühlt und tiefer begründen möchte, in dem Buche eine Fülle von Anregungen für die Betrachtung der nordostdeutschen Oberflächenformen und Erdanschnitte. Einzelne klar beschriebene und gedeutete Bildungen treten in Stichworten genannt: Deck- und Endmoräne, Strompfeiler, Gislappen, Wallberge, Sander, Stauchung und Abtragung durch den Gletscher, Umgestaltung eines Grotionsstals durch das Eis, Seckenketten, Talterrassen, die ältere Entwicklung der Flußtäler. Alles dies betrachtet Solger an zahlreichen Einzelfällen unserer nordostdeutschen Landschaft, und wo für eine einwandfreie Deutung die Anhaltspunkte nicht zureichen, da sagt er dies. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er in viele Erscheinungen, die die bisherige Lehre nicht deuten konnte, Licht gebracht hat, daß er der Glazialgeologie, die in unserem Tiefstande an der Unzulänglichkeit der bisherigen Auffassungen kimmerte, neue Ausblicke und Arbeitsmöglichkeiten erschlossen hat. Das Buch wird, wie schon das vorige der gleichen Reihe, sehr empfohlen.

R. Richter.

Landschaftsgestaltung an der Ostseeküste. Vom Zauber der Dünen, von Menschen- und Weltseele. Von Dr. Hermann Albrecht. („Heimatschub in Pommern“). Mitteilungen des Pommerschen Heimatbundes im Deutschen Bund Heimatschub, Juni 1935.)

Das vorliegende mit 8 eindrucksvollen Bildern ausgestattete Heft enthält nur den Aufsatz mit dem genannten Titel. Der Verfasser befaßt sich eingehend mit dem Problem der künstlerischen, der Natur angepassten Umgestaltung der Park-, Garten- und Promenadenanlagen, die man mit mehr oder weniger Geschick im Laufe der Jahrzehnte auf den einst so beweglichen Dünenkämmen vor seinem Strandheimatorte geschaffen hat. „Ich möchte anregen, nicht schulmeisterlich!“ So lauten die bescheidenen Schlusszeilen des Vorwortes. Die lesenswerte, als beste Aufsatzarbeit auf dem Arbeitsgebiet des pommerschen Heimatschubes zu bewertende Arbeit bietet aber nicht nur Anregung, sondern gestattet uns zugleich einen tiefen Einblick in das Seelenleben und künstlerische, naturverbundene Empfinden eines Mannes, dem es die pommersche Ostseeküste, das Land am Meer angetan hat. So ist eine Schrift entstanden, die eine äußerst wichtige, bisher leider unbeachtet gebliebene Naturschutzfrage, nämlich die Umgestaltung der zum Teil recht unschönen Dünenanlagen vor den Ostseebädern, behandelt und daher Beachtung und weiteste Verbreitung verdient.

August Böllner, Misdroy.

Die Beziehungen Rügens zu Dänemark von 1168 bis zum Aussterben der einheimischen rügenischen Dynastie 1325. Von Dr. Carl Hamann. 130 Seiten. Greifswald 1933. Ratshandlung L. Bamberg.

Im Rahmen der „Greifswalder Abhandlungen zur Geschichte des Mittelalters“, Herausgeber Prof. Dr. A. Hofmeister, ist abermals ein wertvoller Beitrag für die mittelalterliche Geschichte Pommerns erschienen. Hamanns oben angezeigte Schrift ist aus einer Doktor-Dissertation hervorgegangen und befaßt einen Zeitabschnitt der rügenischen und pommerschen Geschichte, der bisher wenig geklärt war. Die älteren Darstellungen dieser Zeit befriedigten im allgemeinen nicht. Hamann hat alle erreichbaren Quellen — auch die dänischen — für seine Untersuchung herangezogen. Der Stoff ist gut gegliedert und übersichtlich behandelt. Neben der politischen Seite der gestellten Aufgabe werden auch die kirchlichen Beziehungen Rügens zu Dänemark und die nachweisbaren persönlichen Verbindungen beider Länder unter ständiger Angabe der quellenmäßigen Belege aufgedeckt. Wenn die Insel Rügen in dem behandelten Zeitabschnitt auch unter dänischer Lehnshoheit stand, wurde das Land doch stark von pommerschen (ostpommerschen) und mecklenburgischen Interessen berührt, auch diese Fragen werden von dem Verfasser im Anhang behandelt. Wertvoll für weitere Forschungen ist das ausführliche Literaturverzeichnis, das allein 12 Druckseiten umfaßt.

Bosse.

Die Sagen vom Wütenden Heer und Wilden Jäger. Von Karl Meisen. (Heft 1 der Sammlung: Volkstümliche Quellen, herausg. von K. Meisen, Joh. Quaast, Jul. Schvietering.) Wisendorff'sche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. o. F. [1935]. 80. 144 S. Preis 2,95 RM.

Wenn irgendwann, dann waren, solange die Bevölkerung noch jagengläubig war, die Sagen vom Wilden Jäger oder dem Woden und von der Wilden Jagd gerade in Pommern weit verbreitet. Seitdem C. M. Arndt in seinen „Märchen- und Jugenderinnerungen“, 1. Teil, Berlin 1818, die Sage vom Wilden Jäger „Halt den Mittelweg“ (Nr. 13) nach der Uebersetzung seiner Rügener Heimat so anschaulich

erzählt hatte, haben die pommerischen Sagenammler, Lemme, Jahn, Haas u. a. eine Fülle ähnlicher Ueberlieferungen aus dem Munde des pommerischen Volkes zusammengebracht, der letztere (Pommerische Sagen, 3. Auflage, Leipzig-Gohlis 1921) allein mehr als ein Dutzend. Unter mannigfachen Namen hat die Volksvorstellung die Hauptgestalten festgehalten: als Nachjäger, Wode, Wor, Baur, seine Begleiter aber als Wibe Jagd, Wütendes Heer u. a. In anderen Landesteilen mag die Ueberlieferung ähnlich reich sein.

Das hat Karl Meisen veranlaßt, dem Ursprung dieser Sagen nachzuforschen und das gesamte Material der Ueberlieferung zu sammeln. Dabei sieht er grundsätzlich von der neueren Zeit, d. h. dem 19. und 20. Jahrhundert, ab, weil die Sammelwerke dieser Zeit leicht zugänglich sind und bei der Fülle der Ueberlieferungen selbst eine Auswahl fast unmöglich wäre. Dagegen geht Meisen in die Vergangenheit weit zurück; er beginnt mit einem Bericht aus Herodots griechischem Geschichtswerk (um 500 v. Chr.) und bringt dann eine Anzahl anderer Nachrichten der antiken Schriftsteller über „gespensterhafte Heere“ und über die „Muzüge der Unterweltgottheit mit ihrem Schwarm“. Daran schließt er die zahlreichen Sagen „vom mittelalterlichen Teufelsheer“ und verfolgt sie bis in die neuere Zeit. Ein kurzer Nachtrag über das „Wütende Heer in volkstümlichen Redensarten“ befristet die Arbeit.

Auf die Zuverlässigkeit und Lesbarkeit der deutschen und zahlreichen fremdsprachigen Texte ist großer Wert gelegt. Schwierigeren Texten ist die deutsche Uebersetzung hinzugefügt. So bildet das sorgfältig gearbeitete Heft eine äußerst vielseitige und reichhaltige Quellenammlung für eine sehr alte und weit verzweigte Sagenüberlieferung. Des Verfassers Gedanke, daß es ebenso wie im Universitäts- so auch im Schulunterricht Vererbung finden möge, wird allerdings schwerlich in Erfüllung gehen. Bei der starken Einschränkung der Arbeitszeit, der heute die höheren Schulen — und diese kommen lediglich in Frage — ausgesetzt sind, wird man diese Sagenstoffe kaum im Unterricht verarbeiten können, allenfalls vielleicht im freiwilligen Arbeitsunterricht; aber auch dieser ist heute stark eingeschränkt. So wird dies erste Heft der „Volkskundlichen Quellen“ hauptsächlich für die Seminarübungen der Universitäten und für die Hochschulen für Lehrerbildung in Betracht kommen.

Dr. Otto Altenburg.

Tausend Jahre deutscher Plastik und Malerei.

Von Herbert Freiherr von Delfen. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin. 51 Seiten Text, 192 Abbildungen. Preis 3,20 RM.

Der Totalitätsanspruch des Dritten Reiches erfordert, daß sich ihm auch die Deutung und Wertung der Kunst unterordne. Soweit das Kunstwert die Züge des Menschen trägt, der es schuf und über diese nur menschliche Weise auch allein nur wieder zum Einzelnen spricht, entzieht sich die Kunstbetrachtung jeglicher weltanschaulichen Vorschrist. Wo aber über das Menschliche hinaus die Idee sichtbar und gestaltet wird — und das ist bei allen „großen“ Kunstwerken der Fall — da unterordnet sich die Einstellung des Betrachters zu dieser formgewordenen Idee seiner weltanschaulichen Grundhaltung. In diesem Bezirk sichert sich der völkisch begründete Staat seine Forderung einer völkisch-nationalen Würdigung der Kunst. — Wer also seinen wissenschaftlichen Volksgewissen die Handreichung einer völkisch gesichteten Kunst bieten wollte, hätte es sehr leicht, eine Auswahl deutscher Kunstwerke im gen. Sinne vorzunehmen. Aber ist die Kunst in Deutschland auch die deutsche Kunst? Wenn es so wäre, gäbe es die Frage nach einer völkisch-rassistisch bestimmten Kunst kaum. Wir müssen daher streng scheiden zwischen „Kunst in Deutschland“ und „deutscher Kunst“. So entsteht auch die Vorfrage bei dem Titel des Buches, was wollte der

Verfasser? Ein Handbuch der Kunstdenkmäler auf deutschem Boden bieten oder eine Auswahl derjenigen Kunstwerke, die die Idee oder den Charakter des deutschen Menschen deutlich an sich tragen. Dann müßte der Begriff des „deutschen“ deutlich umschrieben und herausgearbeitet sein, zu Beginn des Buches oder an anderer Stelle gelegentlich. Denn das Deutsche ist nicht einfach zu formulieren, gibt es doch eine Auffassung, nach der das Deutsche das sei, was man nicht mit Worten ausdrücken könne — viel eher also wohl in Beispielen. Daß der Verfasser sein Werk als ein Handbuch deutscher Kunstwerke aufgefaßt wissen möchte, geht bestimmt aus seinem Geleitwort hervor, indem er jagt, daß es „die Erkenntnis im deutschen Volk verbreiten helfen soll, daß der Geist, der heute Deutschland zum Siege führen will, seit Jahrhunderten aus unendlich vielen Kunstschöpfungen seiner Väter eindringlich zu ihm spricht“. — Doch an diesem Nachweis mangelt es. —

Der Verfasser jagt auch im Geleitwort, daß er dem Sachwissenschaftler nichts Neues zu bringen habe, und damit scheidet eine eigentlich kunstkritische Würdigung aus. Denn in ehrfurchtsvoller Achtung vor dem großen Deutungswert deutscher Kunstdenkmäler Georg Dehios hat von Delfen sein Buch aus dessen Werk abgeleitet. Es erfüllt mit tiefer Befriedigung, sich beim Lesen in der Führung eines so anerkannt großen Kunstdeuters zu wissen. Daher finden wir seine Worte an vielen Stellen zitiert — tiefe, enghäutige, formelhafte Einsichten in die Kunst. Und wenn es allein der eine Satz wäre: Der Kunststil und der Seelenstil eines Volkes können niemals auf längere Zeit in Widerspruch stehen. Es ist der Schlüssel zum Kunstverständnis überhaupt — zum völkischen erst recht! In Dehios tiefen Einsichten wollen wir bescheidenen Jünger nicht zweifeln, aber die Geister müssen geschieden sein. Von Delfen überieht, daß Dehio eine pragmatische, stilgeschichtliche Kunstwissenschaft betrieb, die im Grunde formal-ästhetisch angelegt war. Allerdings fand er sein Arbeitsgebiet auf deutschem Boden. (Er hat uns z. B. auch das 19. Jahrhundert nicht mehr dargestellt, für das man keine „Stil“geschichte schreiben kann mangels eines Stiles.) Man kann daher trotz aller Hochachtung vor Dehio nicht seine Weise, die Kunst zu sehen, auf ein Buch übertragen, das nach völkischen Gesichtspunkten sich ausrichten möchte. Hier verschleierte das Geleitwort einen methodischen Widerspruch. Es kann bei Verkenning dieser Sachlage nicht ausbleiben, daß sich von Delfens Buch einer laubläufigen Kunstgeschichte viel mehr nähert als einem Buch der deutsch empfundenen Kunstwerke. Daher auch eine stilgeschichtliche Naviteileinteilung anstatt einer nach Landschaften oder Stämmen. Daher viele Namen von Künstlern, die nur einer gewissen Vollständigkeit zuliebe dort stehen; die kaum ein Kunstfreund kennt und deren Werke auch nicht abgebildet sind. Norddeutschland erscheint nur als kunstgeschichtliches Exportland. Es tritt auch nicht hervor, warum es nicht gleichgültig ist, ob ein Werk in Köln oder Colmar, in Würzburg oder Nürnberg, in Passau oder Lübeck entsteht. Dann hätte man die romanische Zeit und den Barock mit aller Voracht und allem Vorbehalt behandeln müssen. Wie viel Deutsches soll in einer Romanik sein, von der es S. 10 heißt: „Mit den orientalischen Einflüssen der Kreuzzüge beginnt der byzantinische Geist wieder mehr zu dominieren — in dieser Zeit, die immer wieder zögernd auf die Antike zurückschaut“. Wer jemals im karolingischen Bau in Aachen oder etwa in St. Maria im Kapitol in Köln stand, wird den orientalischen Geist nicht leugnen können, der uns dort anweht. Auch die schönen Bildbeigaben des Buches vermögen den Eindruck des volks- und landfremden Gebarens der orientalischen Kunst nicht zu zerstreuen. Wer will mit solchem Widerspruch ins Reine kommen, wenn es dort heißt: „Die deutsche Kunst begann ja nicht mit dem natürlichen Anfang — sondern mit dem Ende einer ab-

gelebten fremden Kunst.“ (Dehio.) Wenn es auf S. 9 heißt: „Byzantinische Rhythmik wie auch die der lateinischen Spätantike müssen dem epischen Empfinden des Deutschen weichen“, so glauben wir es, weil es Dehio sagt. Aber die Abbildung, die diesen Satz belegen soll, beweist eher das Gegenteil. — Oder zum Barock! Dehios Formel S. 38: „Die Hinneigung des deutschen Kunstempfindens zum barocken Typus hat zur tiefsten Wurzel die Ehrfurcht vor dem Irrationalen“, ist nicht zu übertreffen. Das gilt zwar vor einem Barock rebrandtischer Prägung, aber was beginnen wir mit dem Satz vor dem brillanten Feuerwerk, dem lautlosen Radau eines Jesuitenbarock an der Donau? (Siehe Rosen-berg: Mythos.) Viel zu wenig weist von Dessen nach, wie die deutsche Linie: gotisch-romantisch-barock im Kampf lag mit der der Klassik, Romanik und Renaissance. Wie das nur Schöne oder Feurig-Pathetische sich be- kämpft mit den Seelen- und Gemütskräften des Nordens. Es ist jedenfalls nicht möglich, daß es über die Deutschtum eines Künstlers wie Grünewald bei Rosen-berg (Mythos) heißt, daß seine Kunst einem verwerflich astetisch-orientalen Ideal anhängt, während von Dessen ihn den „eindeutig Deutschen“ nennt. Rosenbergs Urteil ist politisch zugespitzt; aber gerade deshalb erscheint es not- wendig, daß wir über die Bewertung der großen deutschen Künstler ins Klare kommen. — Die Bauten, Malereien und Plastiken etwa der Gebrüder Adam bewundern wir, wir können sie uns nicht einmal wegdenken aus Süd- deutschland, aber was soll uns ihr explodierter Götter- himmel? Ist es nicht doch nur italienische Kunstinfla- tion, die am deutschen Wesen keinen Teil hat? Rhetorische Madonnen, Holbeins Bildnisse, hanseatische Bau- steinbauten können wir nicht missen, sie sind unserem seelischen Bestand entnommen. Oder wiegt nicht eine Landschaft C. D. Friedrichs zehn Böttlinsche Tritonen- und Zentaurenbilder auf? Die Wage der deut- schen Kunst hat andere Gewichte, als sie Kunstgeschichte und Kunsthandel benutzen. Jedenfalls, selbst wenn man zugestehet, daß auch von Dessen andeutet, wie zu verschiedenen Zeiten deutsches Wesen fremde Einflüsse verarbeitet und sich mind- gerecht macht, bleibt bestehen, daß eine Handreichung deutscher Kunst anders geschrieben werden muß. Dann muß man auch dem landläufigen Vorurteil der Kunst- wissenschaftler entsagen, die da meinen, das 19. Jahr- hundert sei nur ein Anhängel zur Kunstgeschichte, denn da es keinen „Stil“ hat, habe es uns kaum etwas zu sagen. (Auch in unserem Buch wird es sehr dürftig und unzutreffend abgehandelt.) Und wie es eine Willkür ist, die „deutsche“ Kunst unter den Ottonen beginnen zu lassen, so ist es eine Zurückziehung der Lebenden, die Kunst bei Thoma aufhören zu lassen.

Soll man verschweigen, daß man trotz des ein- schränkenden Urteils Freude an dem Buch gehabt hat? Zuerst muß man dem Verlag dankbar sein, daß er uns gewöhnliche Sterbliche, die nur das Riesemerk für einen ganz geringen Preis eine knappe Auswahl aus seiner Deutungsarbeit durch einen Mann seiner Ge- folgenschaft zu besitzen. Die druck- und bildtechnische Ausstattung ist von sorgfältiger Gediegenheit. Die Abbildungen sind kräftig und plastisch ausgedrückt und mit dem Text sehr schön verbunden dadurch, daß die Unterschriften dem Text entnommen sind. Man konnte die Abbildungen allein wie eine Kunstgeschichte lesen. Die stilgeschichtliche Gliederung dient vorzüglich der Orientierung. Alle, die nicht erst in das Kunst- verständnis eingeführt werden wollen, sondern ihre Kenntnisse vertiefen, ihre Neigungen befriedigen oder über die stilgeschichtliche Zugehörigkeit eines bedeuten- deren Kunstwerkes sich unterrichten wollen, werden Freude und Nutzen darin finden. Eine Möglichkeit, einer mehr völkisch begründeten Kunstbetrachtung den Weg zu ebnen, sehe ich in den häufigen Hinweisen, daß die Stilepochen auch nur begriffliche Schlagbäume sind. Denn es erscheinen in jeder Vor- und Frühwerke

einer späteren, deren Ursprung dunkel bleibt. Die Epochen verzahnen sich bis zur Grenze der Unkenntlich- keit, sie lassen sich durch Jahreszahlen oft gar nicht fest- legen, und immer hat es Künstler gegeben, die kraft ihres Genies die allmächtige Mode ihrer Zeit für ein Butterbrot ansahen und damit „dem Urteil höhere Gesetze“ gaben. Man entdeckt z. B. einen Unbekannt- ten: Adam Elsheimer oder neue Beziehungen Rem- brandts zu Italien und fühlt sich überhaupt nach der Lesung stark bereichert. Das ist bestimmt eine gute Empfehlung für ein Buch. S. Steve.

Die heimischen Raubvögel. Von Dr. Martin Löpelmann. Aus Abt. IV. Atlas der geschützten Pflanzen und Tiere Mitteleuropas, herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Mit 9 farbigen Tafeln, 73 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, 9 Flugtafeln und 26 Abbildungen im Text. Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde. Blauer Leinen- band 4,— RM.

Jeder Naturfreund wird gerne nach diesem Buche greifen, stellt es sich doch bemüht in den Dienst des praktischen Naturschutzes und will dem Jäger und Naturfreund ein zuverlässiger Führer sein bei Erkundung des Lebens und der Lebensbedingungen unserer heimischen Raubvögel.

Wer immer das Erlebnis hatte, einen Raubvogel in freier Jagd zu beobachten, der wird das schöne Bild nicht so leicht vergessen. Königlich schwebt der Adler über uns dahin, und wir werden uns überlegen, daß der Name doch schlecht paßt: Raubvogel. Wie die Raub- tiere unter den Säugern, so haben die Raubvögel ihren Namen deswegen erhalten, weil sie sich ausschließlich vom Fleisch getöteter Beutetiere nähren, pflanzliche Kost aber verschmähen. Die meisten Raubvögel sind für uns von großem Nutzen und üben als unentbehr- liches Glied des Naturganges nur die Tätigkeit aus, die ihnen die Natur zugewiesen hat. Sie gehören einer- seits zu jenen Lebewesen, die die Beseitigung von Mias- benirken, andererseits halten sie die ihnen als Beute dienenden Tierarten innerhalb angemessener Grenzen der Vermehrung. Dr. M. Löpelmann versteht es aus- gezeichnet, den Laien und auch den Jäger über die Raubvögel und ihre Bedeutung aufzuklären. Neben sehr guten Beschreibungen der Tag- und Nachtraubvögel und ihrer Lebensart, bringt er Bestimmungstabellen, Erläuterungen zu den Flugbildern, Winke zur Bestim- mung von Raubvogelkäfigen. Ferner eine Uebersicht über den geschlichen Vogelschutz. Sehr gutes Bild- material hebt den Wert des Buches. C. St.

Die heimischen Singvögel. Aus Abt. V, 1 u. 2, Atlas der geschützten Pflanzen und Tiere Mitteleuro- pas. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Mit 14 farbigen Tafeln, 69 Ab- bildungen auf Kunstdrucktafeln, 5 Karten und 11 Ab- bildungen im Text. Hugo Bermühler Verlag, Berlin- Lichterfelde. Blauer Leinenband 4,80 RM.

Dieses Buch, das uns in das Reich unserer hei- mischen Singvögel einführt, ist für jeden Deutschen mit Liebe zur Natur geschrieben. Sei es im Walde, sei es im Felde oder auf den Wiesen, überall treffen wir diese kleinen gefiederten Sänger, und immer haben wir Freude an ihnen, mag ihr Kleid manchmal auch nur einfach sein, ihr Gesang über das Piepsen nicht hinwegkommen. Und gibt es etwas Schöneres als ein Nest mit jungen, reichbesaumten Vögeln, die hungrig ihre Schnäbelchen hervorstrecken und auf Futter warten, das ihre Eltern ihnen mühsam beschaffen. Ob Meise, ob Dompfaff, ob Rotkehlchen oder Lerche, ob Buchfink oder Zeißig, ob Specht oder Umsel, ob Drossel oder Star, alle gewinnen sie unser Herz, wenn wir uns nur einmal näher mit ihnen beschäftigen und ihrem Treiben in Wald oder Feld still lauschen.

Ueber das Vorkommen, Kennzeichen, Größe, Stimme, ja über Farbe der Eier, Nest und Nist- plätze, Zugzeit und Schonzeit unserer heimischen Sing-

vögel unterrichtet dieses Büchlein, das reich mit naturgetreuen Bildern geschmückt ist und viele prächtige Naturaufnahmen bringt. Möchte es sich recht viel Freude gewinnen. C. St.

Zief Minuten stillstahn. Gedichten von Heinrich Andrefsen. Niederdeutsche Buchgilde G. V., Hamburg, 1934.

H. Andrefsen hat die niederdeutsche Dyrif um eine wertvolle Gabe bereichert. Wo man auch die etwa 50 Gedichte aufschlägt, immer trifft man ein Gedicht, nie eine bloße Keimerei. Und selbst wenn er einen längst bekantem und undichteten Vorwurf aufnimmt — auch da weiß er ihm in knappen acht Zeilen noch Neues abzugewinnen. Und vielseitig ist seine Dichterharfe: Balladen und Naturlieder, Liebeslieder und religiöse, Fabeln und Gedankenlyrik bringt die Sammlung.

In den Balladen sind ihm Größere vorangegangen, aber dafür bleibt er in allem anderen ein Eigener. Er trifft den neckischen der Liebeslyrik (Sien egen Kopp) und ihren herzwarmer (Keen Wort); er singt vom Glück und der Last des Dichtens; er findet die rechte Weise im Kinderliede; er stellt in knappen Fabeln eindringliche Wahrheiten heraus; er lebt mit der Natur und — wird nie wortreich. Kann es einen knapperen „Nijahrswunsch“ geben als „Seinen“?

„Sille Stunnen to'n Sei'n,
Good Webber to'n Wassen,
Faste Knaken to'n Meih'n
Un denn:
Roggen un Wassen
Ahn Stried un ahn Snack
Nenner Dack!“

Die Niederdeutsche Buchgilde hat mit dieser Gabe ihren Mitgliedern ein wirkliches Geschenk gemacht.

Walter Schmidt-Grufe.

Diät und Lebensweise für Herzranke. Ein praktischer Führer zur Wiederherstellung und Erhaltung der Herzkrast, Arbeitsfähigkeit und Lebensfreude für den Herzranken. Von Dr. med. H. Maltens, leitendem Arzt der Anstalt für Nerven- und Stoffwechsellranke in Baden-Baden. 11.—15. Tausend. Verlag Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart. Preis 1,80 RM.

Die Neuauflage dieses Buches bringt eine Abhandlung über das Herzasthma (Angina pectoris). Diese Krankheit ist gegenwärtig in starker Zunahme begriffen, so daß die Ausführungen weitestem Interesse begegnen dürften.

Die Mehrzahl aller Herzkrankheiten sind ausgeprochen chronische Leiden. Mit allgemeiner „Schwung“ ist dem Kranken nicht gedient. Er braucht eine umfassende und erschöpfende Anleitung zu zweckmäßiger Lebensgestaltung und Gesundheitspflege, einen „Lebensführer“, der ihn belehrt, wie er Arbeit, Erholung, Ruhe, Bewegung und Diät einstellen muß, um die Herzkrast zu erhalten und zu mehren. Dieser Notwendigkeit trägt Dr. Maltens Buch Rechnung. Hier spricht ein erfahrener Arzt aus erfolgreicher Praxis unter eingehender Berücksichtigung der neuesten Fortschritte.

Die neuesten Spiele für Wochenend, Freizeit und Ferien. Von A. Glucker. Mit Bildern auf Kunstdruckpapier. Preis 1,10 RM. 3.—4. Tausend. Verlag Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Das Buch erläutert an Hand vieler Bilder eine Fülle der schönsten Lauf-, Fang- und Ballspiele. Auch Spiele unter Verwendung des Springseiles und dann vor allem die neuesten Spiele mit dem Siegfriedseil und mit dem Ufa-Ball finden wir; ebenso wird ganz eingehend der Schwungball behandelt und das Ringtennis. Das Buch kann empfohlen werden.

Sünne-roos un anner Beerlancker Geschichten von Herta Borchert. Quiddbornbücher, 48. Bd. Quiddbornverlag, Hamburg.

Es sind rechte plattdeutsche Geschichten, die H. B. aus Beerlanden erzählt, meist nachdenklicher Art. Sie versteht, in den kleinen Rahmen immer ein Stück Menschenleben einzufangen, das oft die Tragik freift, einmal in sie mündet. Wer das auf wenigen Seiten schafft, der ist ein Erzähler. Walter Schmidt.

Ein Christ erlebt die Probleme der Welt von Gustav Adolf Gedat. Versuch einer vollstümlichen Einführung in das Weltgeschehen unserer Tage. 26. Aufl. 231—240. Tausend. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Kart. 1,80 RM., Lbd. 3,— RM.

Ein Buch, das bereits in der 26. Auflage erschienen ist, bedarf eigentlich keiner besonderen Empfehlung. Wenn ich es doch tue, so nur darum, weil es wirklich von jedem Deutschen, der sich über die große Zeit, in der wir leben, auch außerhalb Deutschlands unterrichten will, gelesen werden muß. Das Buch ist so anregend, daß man gezwungen ist, es in einem Zuge durchzulesen. Der Verfasser, der mit offenem Auge und Ohr die für die nächste Zukunft der Welt entscheidenden Gebiete zweier Erdteile bereift hat, führt uns durch die Vereinigten Staaten, Japan, China und Indien und berichtet in so ausgezeichnete Anschaulichkeit persönliche Erlebnisse, daß man das Buch aus der Hand legt in dem Gefühl, erst jetzt hast du die Probleme dieser Welt wirklich erfasst. Man kann daher nur sagen: Wer dieses Buch nicht liest, bringt sich um vieles und wird auch das Weltgeschehen unserer Tage nicht verstehen können. C. St.

Wie erziehe ich mein Kind? Ein neuzeitlicher Führer durch die Erziehungsfragen von der frühesten Jugend bis zur Reife. Von H. Schmedding. Verlag Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart. Preis 1,10 RM.

Von der Geburt bis zur Reife — also für zwanzig Lebensjahre — wird hier die Entwicklung des jungen Menschen verfolgt. In allen täglichen Erziehungsfragen finden die Eltern an Hand von Beispielen Rat unter besonderer Berücksichtigung der sogenannten schwierigen Fälle, die den Erziehern oft viel Kummer bereiten. Eine Menge von Zweifeln werden gelöst, Irrtümer aufgeklärt. Wer die hier gegebenen zehn Gebote der Erziehung beachtet und die Anweisungen für die zwanzig Erziehungsjahre (jede Altersstufe ist für sich behandelt) befolgt, wird gut beraten sein.

So heißt die Natur. Einführung in Geist und Lehre des Naturheilverfahrens. Mit praktischen Anwendungen für Gesunde und Kranke. Von Dr. H. Maltens. 432 Seiten mit 61 Bildern. Preis kartoniert 6,80 RM., in Geschenkheften 8,50 RM. Verlag Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Hier zeigt der vielerfahrene Arzt eindringlich und ohne jede geheimnisvolle Verschleierung, welche Mittel die Natur zur Krankheitsheilung und Gesundheitserhaltung für uns bereit hält, wenn wir nicht im Unverstand oder aus Gewohnheit uns gegen die Natur versündigen. Die Wasser-, Luft- und Bewegungsbehandlung, die naturgemäße Diät immer mit Hinweisen auf ihre praktische Anwendung am Krankenbett und in der vorbeugenden Gesundheitspflege werden beschrieben. Für den Gesunden ist der Abschnitt über naturgemäße Gesundheitspflege bestimmt; denn Krankheiten sind kein Zufall, sondern Folgen unzureichender Lebensführung. Für Krankheitsfälle enthält das Buch eine Zusammenstellung der wichtigsten Krankheiten und ihre naturgemäße Behandlung; alles knapp, übersichtlich, leicht verständlich, durch viele Bilder erläutert. W. Hild.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. D. M. IV. 1250.

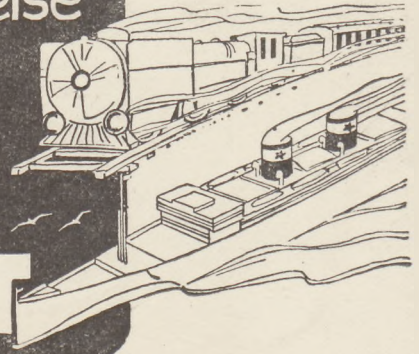


Für Bad und Reise

bringen unsere reich sortierten
Spezial-Abteilungen
Praktisches und Bewährtes in grosser
Auswahl zu niedrigen Preisen!

KARSTADT

Stettin



TRIUMPH

Die Schreibmaschine für alle
Zwecke — in allen Preislagen

KONRAD GRAHL & Co., Kohlmarkt 6

3/4
aller Brände



sind die Folge von
Brandstiftung oder Fahrlässigkeit!

hilft Brände verhüten!

Versichert ausreichend!

Pommerische Feuer-Sozietät

Stettin, Pölitzer Straße 1

Gegründet 1719

Fernruf 25441



Stadtgeschäftsstelle: Stettin
Falkenwalder Str. 1, Fernruf 287 88

Auskünfte und Abschlüsse
auch durch die Reiseversicherungskommissare.

DAS WERK, DAS NUTZEN UND
FREUDE FÜR JAHRE STIFTET

Der Große Brockhaus

JETZT VOLLENDET
IN 20 HERRLICH BEBILDERTEN
BÄNDEN

Anschaffung
augenblicklich erleichtert:

1. Bandgruppenbezug, daher
kleine Monatsraten,
2. Alte Lexika werden in Zahlung
genommen. Näheres in der
Ankündigung G B W 2.

Überzeugen Sie sich selbst:

Lassen Sie sich die reichbebilderte An-
kündigung G B W 2 kostenlos und unver-
bindlich kommen. Sie erhalten dann
gleichzeitig Auskunft über die wirklich
günstigen Bezugs erleichterungen.

F. A. Brockhaus, Leipzig C 1

Ich bitte um die reichbebilderte Ankündigung G B W 2
und um Auskunft über die Bezugs erleichterung:

Name und Stand:

Genaue Anschrift: